IV. Jahrgang Juni – Juli 1930 Heft 6/7

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Erscheint monatlich / Herausgegeben von

Dr. Heinrich Meng und Prof. Dr. Ernst Schneider
Arzt in Frankfurt a. M. in Stuttgart

*Erik Homburger* . . . . Die Zukunft der Aufklärung und die Psychoanalyse

*Nelly Wolffheim* . . . . Psychoanalyse und Kindergarten *(Fortsetzung)*

*Karl Pipal* . . . . . Es ist nicht leicht, ein Schwesterchen zu haben

*Hans Kalischer* . . . . . Aus der heilpädagogischen Anstaltspraxis (III. Erziehungshilfe bei drohender Schizophrenie – IV. Vereinsamung eines Stiefsohnes – V. Aufgaben des analytischen Erziehers in der Anstalt)

*Hermann Runge (†)* . . Primaner Kurt spielt den Prinzen von Homburg

*Herta Fuchs* . . . . . Ein schwieriges Kind

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik
Wien, In der Börse

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

12 Hefte jährlich: M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitte zu richten an den
„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Wien I, In der Börse

★

Redaktionelle Zuschriften, Manuskripte usw. bitte zu richten an eines der
Mitglieder der Schriftleitung:

Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7
Anna Freud, Wien IX, Berggasse 19
Dr. Heinrich Meng, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 114
Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart, Gänsheidestraße 47
A. J. Storfer, Wien I, In der Börse

★

Zuschriften in Rezensionsangelegenheiten, Rezensionsexemplare, Manuskripte der Rezensionen bitte zu richten an den:
„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik", Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

| Postscheckkonto | Jahresabonnement | Postscheckkonto | Jahresabonnement |
|---|---|---|---|
| *Leipzig 95.112* | *M 10·—* | *Budapest 51.204* | *P 13·60* |
| *Zürich VIII, 11.479* | *Frk. 12·50* | *Zagreb 40.900* | *Din. 136·—* |
| *Wien 71.633* | *S 17 —* | *Warszawa 161.256* | *Zl. 21·70* |
| *Paris C 1100.95* | *Fr. 60·—* | *Riga 36.93* | *Lat. 12·50* |
| *Prag 79.385* | *Kč 80·—* | *s'Gravenhage 142.248* | *hfl. 6·—* |

Einbanddecken zum I., II. und III. Jahrgang in Halbleder können vom „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" zum Preise von je Mark 3·20 (schw. Frk. 4·—) bezogen werden. — Preis des I. sowie des II. Jg. in Halbleder geb. je M. 13·60 (schw. Frk. 17·—) Preis des III. Jg. in Halbleder geb. M. 16·10 (schw. Frk. 20·10)

## In Vorbereitung befindliche Sonderhefte:

# „Menstruation" — „Strafen"
# „Intellektuelle Hemmungen"

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

IV. Jahrgang | Juni—Juli 1930 | Heft 6/7

# Die Zukunft der Aufklärung und die Psychoanalyse

*Vortrag, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung im April 1930*

Von Erik Homburger

## I

Von allen analytisch gebildeten Personen, die heilen oder erziehen, sieht der Lehrer noch am wenigsten voraus, zu welcher Haltung ihn seine neue Einsicht bringen wird. Aus der klinischen Analyse hat er das Unbewußte erfassen gelernt; aber die exakte Psychoanalyse Erwachsener ist von der Tätigkeit des psychoanalytisch gebildeten Erziehers wesentlich verschieden. Dem klinischen Analytiker ist eine möglichst indifferente Haltung geboten, der gegenüber sich die psychischen Mechanismen in einer gewissen Eindeutigkeit enthüllen, da der Analysand bereits eine Überbetonung jener Affekte mitbringt, die das Leben in kräftiger Art ausgewählt hat; im Erzieherischen ist alles labiler. Nicht nur, daß man das Getriebe wesentlicher Mechanismen vor ihrem entscheidenden Endkampf kennen lernt, (so daß immer mit einer Unbekannten zu rechnen ist — dies ist ja schon in der Kinderanalyse der Fall), — sondern noch wichtiger ist: unser Verhältnis zu unseren Zöglingen kann der Gegenseitigkeit und einer wenn auch sehr geklärten Affektivität nicht entraten. Wir schalten in der Übertragungsrolle, die uns zufällt, unsere Person nicht aus, sondern spielen mit unserer ganzen (sei es: analysierten) Person eine wirkliche Rolle im Leben des Kindes: Es bleibt das Y in unserer Persönlichkeit, mit dem wir auf das X in der Entwicklung des Kindes einzuwirken haben. Vergessen wir auch nicht, daß im Besonderen der Lehrer sich etwa vom Erziehungsberater noch dadurch unterscheidet, daß er seine unmittelbar erzieherischen Pflichten meist nur in Imponderabilien der richtigen Haltung während der Ausübung seiner Lehrerpflichten er-

füllen kann. Seine Hauptpflicht und auch der Schwerpunkt seiner erzieherischen Einwirkung liegt im Lehren; er hat zu bilden, darzustellen, zu klären, aufzuklären. Daß er sein neues Wissen von der Welt in diese seine Hauptpflicht, die Darstellung der Welt, hinübernimmt, wird den analysierten Lehrer einerseits vom Analytiker und analytischen Erzieher, auf der anderen Seite von dem alten, nicht durch die Psychoanalyse beeinflußten Lehrer wesentlich unterscheiden. Zwischen beiden wird der analysierte Lehrer etwas Drittes, Einheitliches werden müssen.

Ich will nun diese Aufgabe des Lehrers: lehrend, belehrend, aufklärend zu wirken, untersuchen, indem ich das Wort „aufklären" im gebräuchlicheren Sinn nehme und dann von dem engeren Problem der sexuellen Aufklärung zum Aufklärungsproblem überhaupt fortschreite. Dieser Wegbeginn ist kein willkürlicher, denn tatsächlich trifft sich in der Frage der sexuellen Aufklärung das Analysieren und das Lehren auf grundsätzliche Weise.

Als Beispiel diene zunächst die Aufklärung eines Schulkindes aus meinem Volksschulkurs. Vor zwei Jahren kam eine englische Dame, Mutter des 7 jährigen Richard aus meinem Volksschulkurs, zu mir, um mir mitzuteilen: ihr kleiner Sohn zeige eine solche Fragelust, daß sie sich dem nicht gewachsen fühle — und vor allem wünsche sie, ein Mann solle ihm antworten, wenn er auf das Sexuelle käme. Ich bestellte den kleinen Richard am Nachmittag, er fragte und ich antwortete, und wir wiederholten das einige Male, wobei er nach Gott und der Welt frug — dabei auch nach dem Kinderkriegen. Alles wurde gewissenhaft beantwortet; daß er erstaunlich viel verstand und aufnahm, ist das einzig Bemerkenswerte an diesen Fragestunden. Übrigens hatte ich noch kein Ohr fürs Unbewußte, ich antwortete als guter Bürger. Als einziges Gesetz erfühlte und befolgte ich, daß man dem Kind nicht mehr aufdrängen darf, als es fragt. Die Grenze seines Fragens war die Rolle des Mannes. Er erfuhr aber, daß der Samen des Mannes in die Frau kommt und dort der Frau zu einem Kind verhilft; diese Aufklärung ist das Wesentliche für unsere weitere Erörterung.

Nach einem Jahr äußerte Richard wieder das Bedürfnis zu fragen. Gleich, als er kam, fiel mir seine Zurückhaltung auf, und als er zu fragen begann, war es deutlich, daß seine Fragen nicht in ein interessiertes Fragezeichen ausklangen, sondern dem Ton nach eigentlich Mitteilungen waren: leise, vorsichtige Mitteilungen. Inzwischen hatte ich meine eigene Analyse begonnen und verstand nun zu trennen: was er frug — und was sein Inneres eigentlich mitteilen wollte. So geteilt verhielt auch ich mich: ich beantwortete ihm zwar alle Fragen gewissenhaft, doch immerhin so zurückhaltend, daß die nächste Frage, die in ihm bereit lag, nicht gestört werden konnte, und damit die Kontinuität aller Fragen gewahrt blieb. Dies Verhalten ähnelt natürlich, wenn man es überhaupt Technik nennen kann, der Technik des zuhörenden, abwartenden Analytikers. Doch möchte ich ganz besonders betonen, daß ich dem Kind selbst keine seiner Fragen

gedeutet habe. Ich war durchaus der gefragte Lehrer, der zu antworten hat. Ich machte mir aber Notizen, unter dem Vorwand, wir wollten später sehen, ob wir nichts vergessen hätten — und als ich diese Notizen vor mir liegen hatte, wurde mir der psychische Zusammenhang klar, den ich während der Unterhaltung nur ahnen konnte. Ich will ihn hier darlegen.

## Richards Fragen

### Erste Stunde

*Ich weiß nicht, ob ich vom Mensch oder von der Welt fragen soll?*
*Wie ist das mit dem Regen?*
*Und mit der Sonne?*
*Wie ist es mit den Schiffen, stoßen sie unten an?*
*Aber das hast Du mir ja schon früher erzählt, auch von der Eisenbahn und dem Feuer.*

Pause

Welt oder Mensch — das bedeutet die Alternative zwischen dem Interessanten und dem Gefährlichen. Ich möchte darauf hinweisen, daß gleich die ersten Stunden in sich die Tendenz des ganzen Fragegebietes zeigen: Richard möchte sich am liebsten weit draußen bei den atmosphärischen Erscheinungen aufhalten; oder aber, wenn schon beim Menschen, dann in weitem Bogen die Genitalien umgehend. Ein zunehmender Druck führt aber zu Einfällen, die das Gebiet einer inneren Angst streifen, dann macht er sofort eine Pause, so wie hier bei dem Wort „Feuer." Der Grund wird bald deutlich werden.

*Wie lange kann ein Taucher unter Wasser bleiben?*
*Muß er immer pumpen?*
*Was tut er, wenn er etwas will?*
*Es hat einmal einer einen Menschen gemacht, warum hat er ihn wieder kaputt gemacht?*
*Ich habe gehört, daß ein Haus verbrannt ist und alle Menschen mit.*
*Aber, wenn es im Gefängnis brennt? Sind im Gefängnis Fenster?*

Pause

Die Pause tritt wieder ein, wenn von Feuer die Rede ist. Ich fasse den Abschnitt zusammen: In der Tiefe, im Gefängnis, im brennenden Haus. Man kann nicht rufen, nicht atmen, man verbrennt mit. Es wurde ein Mensch gemacht, er wurde wieder kaputt gemacht. Die Psychoanalyse lehrt, daß solche Gedanken ängstlichen, unbewußten Phantasien entspringen, die das Kind im Mutterleib zum Gegenstand haben.

*Ich habe noch nie ein Haus brennen sehen.*
*Ich habe noch nie eine Feuerwehr auf dem Haus brennen sehen; das muß schön sein, aber nicht angenehm.*

Jetzt kommt die Phantasie zum Vorschein, die durch die Pausen immer zurückgehalten wurde. Das wesentliche Merkmal ihrer Erscheinung ist eine Fehlleistung: es brennt die Feuerwehr, statt zu spritzen. Die gefährliche Sensation des „Brennens" ist also auf die harmlos-lustige „männliche" Tätigkeit des spritzenden Feuerwehrmannes verschoben. Diese Fehlleistung wird am Ende als

noch tiefer sinnreich deutlich werden. Vorerst möchte ich nur zeigen, in welche Klasse von kindlichen Phantasien der Feuerwehrsatz gehört, indem ich ihn der Phantasie des kleinen Hans in Freuds „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben" gegenüberstelle. Der kleine Hans phantasiert dort seinem Vater vor: „Wir setzen sie (ein kleines Mädchen) und mich in die Kiste und ich werde in die Kiste Wiwi machen. Du, das ist aber kein Spaß, aber lustig ist es schon." Die Feuerwehr entspricht dem Wiwimachen als der Repräsentanz des Männlichen, das Haus entspricht der Kiste als der Repräsentanz des Weiblichen, die lustvolle und doch Angst einflößende Sensation dieser Phantasie wird bei Richard mit „schön, aber nicht angenehm" ausgedrückt, bei Hans mit „kein Spaß, aber lustig."

*Eigentlich möchte ich doch lieber vom Menschen fragen.*

Also er weiß nicht, wieviel die innere Stimme schon vom Menschen gefragt hat.

*Wie ist es mit dem Ohr?*
*Wie kann man sprechen?*
*Wie wachsen die Haare?*

Bei „Haare" verliert er für heute die Lust, weiter zu fragen. Dabei fällt mir ein, daß es schon im vorigen Jahr einige immer wiederkehrende Fragen gab, denen keine Antwort genügte: sie betrafen immer „Haare" und „Blut". Sie drückten also wahrscheinlich die tiefere Frage aus, ob das Blut, das er wohl als Kind bei einer sich entkleidenden weiblichen Person gesehen hatte, die vollzogene Entfernung des männlichen Gliedes bedeute, oder ob die Haare es vielleicht nur verbergen. — Diese Fragen sind nach Ton und Inhalt eine besondere Gruppe. Sie figurieren zwischen zwei anderen Arten von Fragen:

1. Was die einfach interessierten Fragen betrifft, so sind sie alle Wiederholungen aus der ersten Fragezeit und Richard kann selbst die Antwort am Schnürchen hersagen.

2. Die „Haare" und „Blut"gruppe, die, wie gesagt, ebenfalls schon in der ersten Fragezeit vorkam, repräsentiert die ersten Anzeichen einer ausbrechenden Angst.

3. In den ganz neuen Fragen dieser zweiten Frageperiode ist überall schon die Gefährlichkeit im Thema ausgedrückt — und die sexuellen Fragen sind verschwunden.

Diese Bemerkungen zur ersten Fragestunde werden erst im Verlauf der weiteren Stunden sichergestellt.

## Zweite Stunde

*Wo wird die Luft dünner?*

Der Knabe beginnt wieder mit dem weiten Raum, mit dem möglichst Entfernten.

*Was ist um den Himmel herum?*
*Was ist ein Platzregen?*

Jetzt sind wir auf der Erde; aber gleich mit einer Andeutung von etwas Unangenehmen: „Platzregen", daher

Pause

Doch dann ein mutiger Entschluß:

*Ich möchte doch lieber von Menschen reden.*

*Vom Kopf weiß ich alles.*
*Von den Beinen auch.*
*Weiß ich auch von den Armen alles? Auch von Ellbogen?*

Wir bemerken: ein weiter Bogen um das Genitale, und doch setzt sich in der nächsten Frage die Angst durch, die sich durch eine entfernte Andeutung angemeldet hat.

*Wie renkt man den Ellbogen ein, wenn er ausgerenkt ist?*

Das Ausrenken mag auch die Erektion bedeuten. Wie früher beim „Warmwerden" oder „Brennen", wieder

Pause

Dann eine immer deutlichere Angst um das Glied:

*Am Hals ist eine Röhre für die Luft und eine fürs Essen. Die müssen doch unten herauskommen, wenn man den Kopf hinuntertut?*
*Und wenn Essen in die Luftröhre kommt?*
*Ist das bei einer Henne auch so?*

Die Assoziation „Henne" kann ich erst viel später erklären.

*Auch bei einer Schlange?*
*Wie tut die Schnecke sich vortreiben?*
*Wo gibt es Purpurschnecken?*

Röhre, die unten herauskommt, Schlange, Schnecke, die „sich vortreibt", Purpurschnecke — das alles weist schon deutlich auf das Glied hin. Die Purpurschnecke leitet auf das folgende über, in ihr ist Schnecke und Blut vereinigt. — Richard hatte von der Sage gehört, wo ein griechischer Hirte seinen Hund mit scheinbar blutigem Maul antrifft, aber dann entdeckt, daß der Hund eine Purpurschnecke gebissen hatte. Jetzt macht die früh verdrängte Quelle der Angst, die Kastrationsdrohung, sich in den Fragen geltend:

*Wenn man eine Hand abschneidet, muß man das Blut abbinden?*
*Wenn man tot ist, fällt das Fleisch ab, gehen die Knochen kaputt? Eine Zelluloidfabrik, die kann doch leicht explodieren!*

## Dritte Stunde

*Wie schnell kann ein Mensch laufen?*
*Und ein Tier?*

Vom Weglaufen kommt er auf den Krieg:

*Vom Krieg möchte ich etwas wissen. Wenn Wien nicht aufgehört hätte zu raufen, wäre es dann hin?*
*Wer hat angefangen zu raufen?*
*Das war schlecht von England, gegen Wien zu helfen.*

An dieser Stelle können wir das, was wir von Richard erfahren, in das Schicksal seines Ödipuskomplexes einbauen: wir müssen nur überlegen, was „raufen" heißt und was er mit „Wien" und „England" meint. „Die Hunde raufen" — hatte er früher gehört. „Die Hunde heiraten" — hatten später seine aufgeklärten Geschwister gesagt, wenn die Hunde rauften. Eine große Angst vor dieser Szene auf der Straße hatte ich bei Richard auf Spaziergängen mit den Kindern bemerkt. Auch die Menschen „heiraten" und viel spricht dafür, daß es auch bei ihnen ein „Raufen" ist. — Nun hatte seine Mutter vor langer Zeit

in England geheiratet. Dann hatten gewisse Schicksalsschläge sie dazu gebracht, das Land des Vaters zu verlassen und sich in Wien aufzuhalten. Sie schien sehr unglücklich. Also deutet er sich den Schicksalsschlag, der den Wechsel des Landes und die Entfernung vom Vater herbeigeführt hatte, als den „Krieg", die „Rauferei" mit dem Vater, aus der die Mutter als fast Unterlegene geflüchtet war. Darauf weisen die drei Sätze über den Krieg hin. — Ein Ausspruch Richards, der mir erzählt wurde, verdient hier vermerkt zu werden: „Sonne und Mond können nie gleichzeitig am Himmel sein — sie würden einander auffressen."

*Wie sind die Zähne festgemacht?*
*Warum sind die Lippen so rot?*
*Wieso steht der Kopf gerade?*
*Wenn man ihn nach hinten tut, wird er ganz rot!*
*Wenn man sich schneidet, warum blutet man dann?*
*Die Haare unter dem Arm . . .*

Blut und Haare — das beendet wieder die Lust, weiterzufragen. Wir resümieren diese Stunde: mitleidige Identifizierung mit der leidenden Mutter; Wunsch, so zu werden, wie sie; aber Furcht vor diesem Wunsch, weil er Weibwerden, Kastration bedeutet. Eine weitere Angst vor dem Weibwerden zeigt die nächste Stunde.

## Vierte Stunde

*Auf dem Schädel ist ein Schnitt, warum rinnt nicht alles heraus?*
*Manche Leute haben hier etwas. (Kropf)*
*Manche Leute haben einen Buckel.*
*Wenn jemand jemand aufs Auge schlägt, ist er dann gleich blind?*
*Warum sind die Frauen hier so dick? (Brust)*
*Und wenn die Frau zu viel Milch hat und das Kind trinkt nicht alles?*
*Und wenn eine Frau zu wenig hat?*

Ein weiteres ängstliches Argument gegen das Weibwerden: sie wird Mutter, sie gibt Milch, wie soll er für diese Üppigkeit bei sich Platz finden? Platzender Schädel, Kropf, Buckel, das auslaufende Auge, die zu volle Brust repräsentieren diese Überlegung. Auch das wunderliche Auftreten einer „Henne" in der zweiten Stunde findet hier die Erklärung: Sie tritt auf im Zusammenhang mit der Frage, was wäre, wenn Essen in die falsche Röhre kommt. Wir kennen den psychischen Mechanismus, der das Verdrängte gemildert wiedergibt, indem er „unten" in „oben", „heraus" in „hinein" verwandelt. So bedeuten diese Fragen zusammen: Was geschieht, wenn das, was unten heraus soll (das Ei bei der Henne, das Kind bei der Mutter) zu einer Öffnung herauswollte, die das nicht leisten kann und platzt?

Hier ist es jetzt Zeit, auf die aktuellen Schwierigkeiten Richards zur Zeit dieser Fragestunden hinzuweisen: er hatte Anfälle von pavor nocturnus, bei denen er fragte, ob er auf dem Klosett genug gemacht habe; wurde ihm das bestätigt, so schlief er ruhig. Als dieses Symptom verschwand, bekam er Essschwierigkeiten. Seine Symptome folgen aufeinander in der gleichen Umstellung von „unten" und „oben", wie die Bilder seiner Fragen: Beide entstammen der Angst und entsprechen den Alternativen der angstvollen Überlegung, durch welches Organ das Kind gezeugt, durch welches geboren werde.

*Warum sieht man bei einem starken Mann hier so die Muskeln? (Adern am Arm).*

*Was fressen die Menschenfresser vom Menschen?*

Ich erinnere an das Fressen in dem Bild von Sonne und Mond, sowie an den „Krieg."

*Im Krieg hat es doch viele gegeben?*

*Einmal hat mir jemand von Menschenfressern erzählt, da habe ich immer geglaubt, die laufen auf der Straße herum.*

*Wenn man lange steht, werden die Füße ganz rot.*

Jetzt kommt eine klare Schilderung der Angst um das Glied:

*Ist hier eine ganz glatte Kugel am Knie?*

*Wenn man den Mund aufreißt, warum reißt er nicht da? (in den Winkeln).*

*Wenn man aber irgendwo in die Haut einen Schnitt macht — der könnte doch weiterreißen?*

*Da ist so ein Knochen um das Aug herum.*

*Warum macht man nicht einen Panzer in den Anzug von einem Soldaten?*

*Gibt es in Wien Panzerautos?*

*Um den Hals herum, da ist so ein Fleischkragen.*

Jetzt ist die Darstellung des Gliedes durch die es ersetzenden Körperteile vollständig: die glatte Kugel am Knie bedeutet die Eichel, der Mund, der reissen könnte, die schnittförmige Öffnung am Glied und der kleine Fleischkragen — den versetzt Richard an den Hals, denn der Hals entspricht der Stelle zwischen Kopf (Eichel) und Körper (Schaft) des Gliedes — und hat mit dem Glied noch die dunkle Verwandtschaft, daß ihnen beiden das Abgeschnittenwerden angedroht wird. — Das Auge kommt hierher durch andere Gründe der Verwandtschaft mit dem Glied: einer davon ist, daß beide wertvollste Körperteile sind. Im Mythos wie Geschichte wurde die Kastration durch die Blendung ersetzt. Wenn nun das Auge durch Schläfenknochen geschützt ist, warum nicht das Glied durch Panzer — oder Panzerautos?! —

Und nun, im gleichen Atemzug, kommen die Fragen:

*Wann ist die Schule aus?*

*Gemein, ich kann sicher die Prüfung nicht machen*

und offenbaren, daß auch hier wie in andern Fällen die Prüfung gefürchtet wird, weil sie vielleicht die Aufdeckung oder Erfüllung angstbesetzter Wünsche bedeutet.

## Fünfte Stunde

Da es die letzte Stunde vor den Ferien war, und ich den Knaben nicht ganz ohne Klärung gehen lassen wollte, griff ich ein und machte ihn darauf aufmerksam, daß er nie vom Kinderkriegen gesprochen habe, das ihn doch früher interessiert hatte. Tatsächlich hat er ja bis jetzt kein Wort gesagt, was direkt die Genitalien nennt.

*Das ist wahr.*

*Warum ist es hinten so dick? (bei der Frau).*

*Wie ist es, wenn das Kind zu lange darin bleibt?*

*Wie weiß man, wann das Kind kommt?*

*Und beim Heiraten, da kommt doch der Same von der Frau in den Mann?*

Hier müssen wir uns aufhalten. Zunächst sehen Sie bestätigt, daß Heiraten für Richard den physischen Vorgang bedeutet. Und dann ist zu bemerken, daß er in dem Moment, wo ich ihn dazu bringe, das sorgsam umgangene Gebiet des Sexuellen zu berühren, eine vollkommene Umstellung offenbart: Was an meiner früheren Aufklärung das Sexuelle betraf, hat er zum Unterschied von allem anderen, hochintelligent Verstandenen, ganz und gar verdreht. Zugleich ein gutes Beispiel für die Bedeutung einer Fehlleistung: wir erinnern uns, daß Richard sich in der ersten Stunde so versprochen hat, daß die Feuerwehr brennt statt zu spritzen — so wie er selbst in der Tiefe seiner Wünsche und Ängste nicht mehr die Rolle des Mannes spielt, sondern die des Weibes mit den Sensationen, die Entmannung bedeuten. — Damit ist die Kontinuität der Fragengruppe geschlossen; ich referiere noch die Fragen dieser letzten Stunde, ohne zu berücksichtigen, daß einige neue Perspektiven in ihnen eröffnet werden. Zur Betrachtung genügt das Gedeutete.

*Aber, wenn Bruder und Schwester heiraten, werden sie dann bestraft?*

*Und wenn jemand arm ist und möchte heiraten und kann nicht?*

*Wenn die Blase einmal voll ist?*

*Ich habe einmal in der Trambahn gesehen, wie eine Dame über einen Herrn gebrochen hat. Er war garnicht böse, sie konnte ja nichts dafür.*

*Warum hat der Mensch überall Haare?*

*Wie kommen Zwillinge auf die Welt? Manchmal sind sie zusammen gewachsen.*

*Und wenn man Kopfweh hat?*

*Und wenn die Haut verzogen wird, wenn ein Kind wächst?*

*

Für die eine kindliche Seele, in die wir hier einen, wenn auch begrenzten, Einblick getan haben, läßt sich also jedenfalls das für uns Wichtige feststellen: daß sie sich von der sexuellen Aufklärung nicht berühren ließ, sondern ihrem inneren und äußeren Schicksal nach unentwegt weitere Ängste, Phantasien und Theorien entwickelte. Sehen wir (im zweiten Teil unserer Untersuchung) zu, was dafür spricht, daß sich die kindliche Seele überhaupt so verhält.

## II

Früher hat das Kind offen gefragt. Seine Fragelust war in natürlicher Weise verteilt; im Vordergrund eine allgemeine Wißbegierde, dahinter eine offene, zugängliche Neugier nach dem Sexuellen. Dann hat die weitere Entwicklung des Ödipuskomplexes die sexuellen Fragen gefährlich gemacht und verdrängt: nun wird ohne Interesse, vorsichtig und traumbefangen gefragt und hinter den Worten, die das Sexuelle verbergen wollen, zeigt sich eine universelle Ausbreitung der sexuellen Angst. Diese entstammt der Erwägung, daß es eine Katastrophe geben muß; sie wird zwar von den Erwachsenen geleugnet oder verschwiegen, aber es sprechen für sie

doch zu viele Anzeichen des Gewaltsamen im Geschlechtsleben und zu viele Katastrophenwünsche aus dem eigenen Inneren. Und nun werden aus Angst, Mißtrauen und eigenen Gewaltwünschen alle Anzeichen des Gewaltsamen überwertet — und Anzeichen gibt es ja genug; denn in der spezifischen Spannung der Geschlechtlichkeit ist eine grausam-mitleidige Komponente stets deutlich, wenn auch im normalen Geschlechtsleben imponderabil und ausgeglichen zu einer Gesamthaltung, die man als die des Erwachsenen bezeichnet. Jedenfalls überwertet das Kind in seiner Voreingenommenheit etwas, was wirklich besteht. Es hat je nach seinem Entwicklungsstadium wechselnd eine begründete (und zwar nicht durch die Mitteilungen von außen, sondern durch die eigenen Sensationen und Gefühle begründete) wirkliche Affektbeziehung zu den einzelnen Komponenten der Sexualität, die für den normalen Erwachsenen imponderabil gewordene Spannungen des erwachsenen Geschlechtslebens werden. Der Erwachsene kann diese Imponderabilien nicht mehr erwägen — es sei denn in der seltenen Situation der eigenen Analyse, wo die alten Gewichtssätze für eine Zeit wiederhergestellt werden. Im Leben aber sind Erwachsener und Kind nur Stufen des gleichen Strebens — oder besser: sie sind nur die verschiedenen Resultate von Rechnungsoperationen, die mit ein und denselben Werten arbeiten.

Der Erwachsene kann also all die feinen Imponderabilien des Oralen, Analen, Sadistischen, Masochistischen seines Geschlechtslebens nicht mehr einzeln abwägen und erwähnen: gerade sie aber erlebt das Kind auf den verschiedenen Stufen mit aller Bestimmtheit, ja mit ausschließlicher Bewertung; es entwickelt sie, kämpft gegen sie an, sucht einen Ausgleich zwischen ihnen. Im allgemeinen wird die Darstellung des Geschlechtsaktes, die der Erwachsene dem Kinde gibt, eine sehr rationalisierte, je nach seiner Veranlagung mehr oder weniger milde und würdige sein. Vor allem wird er das Beieinanderruhen betonen, als den einzigen seiner Genüsse, für den er in der kindlichen Seele Verständnis zu finden glaubt — und wünscht. Gerade von dem Gefühl der geborgenen Ruhe aber löst sich eben das Kind in einem grandiosen Existenzkampf los. Gestern erst hat es den Arm der Mutter und den Mitbesitz ihres Körpers verlassen, heute hat es eine Frist, den Verlust zu verwinden — morgen aber, so fühlt es, kommt das ganz und gar Andere, das Gefährliche. Die Ruhe aber ist erst wieder der Lohn des bestandenen Kampfes. Und bevor es noch zu fürchten getrieben wird, ist das Kind mit den Lustzonen seiner Altersstufe (oder einer früheren Stufe, von der es nicht los kommt) beschäftigt, und erlebt Gefühle, die es ihm nicht erlauben, die Darstellung des Erwachsenen zu begreifen. Es nimmt sie daher nicht anders auf als allgemeine Erklärungen auf anderen Gebieten — mit einer beschwichtigenden Geste und mit einem Gefühl, das (mitunter bewußt) etwa dies ausdrückt: „Mag sein, daß du recht hast, obwohl du manches Mal schwindelst. Mich aber interessiert etwas anderes; und das willst du mir anscheinend nicht sagen, weil du

mich für zu dumm hältst — oder vielleicht kannst du es mir nicht sagen, weil du selbst zu dumm bist."

Das Beispiel eines Klassengenossen Richards möge diese Tatsache bekräftigen. Er hatte einmal von mir gehört, das Kind werde an der Mutterbrust gesäugt — und sicher hatte er das auch zu sehen Gelegenheit gehabt. Trotzdem kam er eines Tages in die Schule und rief: „Sie haben gesagt, die Frau hat die Brust zum Milchgeben, aber das ist nicht wahr, was die Frau da hat, ist g'spaßig." Was er da mit „g'spaßig" meinen mag, das Vergnügen am Anblick oder der Berührung der Brust, oder die lustvolle dunkle Erinnerung ans Stillen — der Kleine steht jedenfalls mit diesen Gefühlen nicht allein. Wenn er aber fragt, dann weiß niemand davon, dem Verwirrenden und Reizvollen wird in betonter Würde und Wissenschaftlichkeit begegnet. Auch hier interessiert das Kind eine gewisse, mit Überdeutlichkeit gespürte Gefühlsbeziehung — statt dessen erfährt es etwa vom trinkenden Kälbchen und der säugenden Kuh. Dabei ist der Euter der Kuh für ein kleines Knabengemüt wohl eher ein vielfacher Penis und das beobachtete Melken daran ergibt wohl weitere Verwirrung und neue Bewertungen. Solchen Gefühlsbeziehungen gegenüber erzwingt dann die zunehmende Erziehung die Verdrängung und setzt statt ihrer die Anerkennung der naturwissenschaftlichen Ordnungen durch. Wir erzwingen sie mit der Geduld des Tropfens, der den Stein aushöhlt. Aber gibt es nicht zu denken, wenn man liest, daß etwa der lachende Philosoph, auf der Höhe der fröhlichen Wissenschaft, seinen Mitmenschen die behagliche Weisheit präsentiert: „Es gibt doch wenig Dinge, die so angenehm und nützlich zugleich sind, wie der Busen des Weibes." Ja, der Philosoph — er spricht wieder mit Humor das Selbstverständliche aus, was der Erwachsene dem Kind verweigert. Wie viele kleine Bubenseelen mögen in dem Lächeln des Philosophen aufgeatmet haben! — Wir möchten aber den Kindern, die wir vor uns sehen, zu gern ein früheres Aufatmen verschaffen, eines, das nicht die Einsamkeit des endgültigen Entwachsens zur Bedingung hat. Deshalb geben wir uns so radikal mit dem ab, was Nietzsche „den Gesamthaushalt der Seele" nennt, dem frühen Ursprung der kindlichen — wie der philosophischen Äußerung. (Denn wie Nietzsche sagt: „Philosophieren ist ein Atavismus höchsten Ranges.")

Die Psychoanalyse hat auf Grund ihrer klinischen Erfahrungen die sexuelle Aufklärung als eine wesentliche Hilfe empfohlen. Was die Aufklärung aber erzählt, bleibt, selbst wenn es vom Intellekt des Kindes aufgenommen wird und wenn es sogar mit seinem anderen Wissen übereinstimmt, für seinen Affekt nur ein Märchen wie die Geschichte vom Storch ein Märchen für den Intellekt ist. Immerhin bietet das Märchen vom Storch dem Kind etwas, vergessen wir das nicht. Zulliger hat kürzlich über den Wert der Aufklärung geschrieben — er nennt sie dort nur eine abgeschwächte Sexualverheimlichung, nur eine abgeschwächte Sexualablehnung des Erwachsenen. Über das Storchenmärchen sagt er:

„Das vollständige Storchenmärchen nämlich, wie eine genauere psychoanalytische Untersuchung zu beweisen imstande ist, enthält anale und genitale Geburtstheorien (der Kamin, der Herd, der Teich), die Idee des Gewaltsam-Sadistischen beim Zeugungs- und Geburtsakte (ins Bein beissen), Kastrationsideen (Beinbeissen), die genitale Zeugungsidee (Storch-Vogel als männliches Sexualsymbol) usw. und basiert auf völkerkundlichen und völkerpsychologischen Requisiten."[1]

Zulliger kommt zum Ergebnis, man solle dem Kind im Märchenalter die Storchengeschichte, aber da wirklich als Märchen, erzählen — und doch dem Kind später die klare sexuelle Aufklärung geben; sozusagen um seine Pflicht getan zu haben. Doch kann diese Pflichterfüllung nur ein Aufschub sein. Denken wir an die Stelle in der „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben", wo das Kind deutlich seinen Vater mit Andeutungen über das Märchen verhöhnt. Wie gefährlich mag es erst sein, wenn an Stelle des märchenerzählenden Erwachsenen oder des Erwachsenen, der seine theoretische Pflicht erfüllen will, der Erwachsene mit der Prätention der „Ehrlichkeit" tritt oder mit der moralischen Feierlichkeit. — Freilich, das Storchenmärchen ist für uns indiskutabel geworden: wir rechnen es zu den Einflüssen, die den Menschen zu dem gemacht haben, was er ist. Aber wir Lehrenden müssen uns doch klar sein: wir verlassen das symbolische Dunkel der alten Geschichten, die gleich unheimlich wie anheimelnd waren — wir haben aber keinen Grund zum Optimismus, weil wir an die Stelle dieses Dunkels Logischeres setzen, indem wir manches deutlicher, unverhüllter sagen, — und dabei Wichtigeres gar nicht erwähnen, auch nicht verhüllt. Dem Kind bleibt durch Märchen und Aufklärung die Möglichkeit einer spöttischen oder mißtrauischen Einstellung zum Erwachsenen nicht erspart, da es in beiden Fällen mit seinen ernstesten Konflikten allein bleibt.

Überlegen wir nun die Folgen davon, daß der gefragte Erwachsene (wie in unserem Beispiel) deuten kann, also etwa ein analysierter Lehrer ist, und das augenblickliche Interesse des Kindes zu deuten weiß. Vor allem muß ihm klar sein, daß konsequente Deutung und Verwertung des Gedeuteten in den Bereich umsichtiger, regelmäßiger Analyse gehört und nicht in Form der Aufklärung möglich ist. Aber immerhin erkennt er die innere Teilung in den Fragen des Kindes und hat nun zwei Möglichkeiten: entweder er ignoriert die innere Stimme — dann antwortet er ungenügend, gefährlich ungenügend, vielleicht unzulänglicher als das Märchen vom Storch. Oder er ignoriert die Verkleidung und beantwortet das Verkleidete, das er gedeutet hat — dann antwortet er ungefragt: und eine aufdringliche Entlarvung des Zwanges, der zur Verkleidung geführt hat, ist ohne Analyse vielleicht ein Schock — wahrscheinlich aber wirkungslos. — Wir begegnen hier einer Affektschranke, die neben und über den Schranken der Intelligenz und der Reife die Lernbereitschaft und

---

1) In dieser Zeitschrift, Heft 1 dieses Jahrgangs, S. 47.

innere Offenheit bestimmt. Was aber der Affekt verbirgt, gibt er nur dem stärkeren Erleben heraus und keinen intellektuellen Argumenten. Auch hier trifft die analytische Situation ihrerseits beides; sie gibt Erleben im Argument und Argument im Erleben: sie begleitet und wiederholt ein Stück persönlichster Entwicklung. Der Belehrende aber vermag beim besten Willen nicht mehr zu geben, als eine sorgfältige, nach all seinem Wissen überlegte Darstellung der Welt — diese gibt er im besten Fall auch im Sexuellen.

Für den Lehrer im besondern gibt es noch ein weiteres, ihm ganz eigenes Problem: er hat ja eigentlich die Verkleidung der sexuellen Neugierde in Wißbegierde anzuerkennen, ja sie auszunützen. Nie lernt das Kind mehr als in der Zeit verkleideter Neugierde: jetzt lernt es nämlich mit affektiver Teilnahme, und hier, wo es glaubt, „dahinterzukommen", gilt erst richtig der Satz: vitae non scholae discimus; denn jetzt lernt es für das geahnte Leben, nicht für den Lehrstoff. Es liegt nun nah zu glauben, daß bei diesem entscheidenden Wissensbedürfnis, bei dem das Kind unabsichtlich die sexuellen Fragen mit einzuschmuggeln sucht, der Lehrer durch universelle Offenheit auch die Antworten darauf ins Innere des Kindes gleichsam mit einschmuggeln könnte und dadurch die Gewißheit erwecken könnte: Das ist nichts Geheimeres als alles andere, wonach dich sonst zu wissen verlangt. Nun lehrt aber die Erfahrung der beschriebenen Deutung, daß die sexuellen Fragen, gerade wenn sie durch einen innersten Schub im Kinde dringend und gefährlich werden, also gerade dann, wenn sie die große Wirkungsmöglichkeit haben, welche die Aufklärung lenken soll, — daß sie dann nicht lebhaft, sondern vorsichtig und maskiert zur Äußerung kommen, daß sie die Fragelust matter machen und die Lernbegierde lähmen. Leise spricht das Kind von Purpurschnecke und Feuerwehr, von der Speiseröhre der Henne und dem Kropf mancher Frauen, es wird eine Fragen-Plauderstunde, keine Fragen-Lernstunde. Und leiser noch als die Frage nach dem Werden klingt aus dem Innern des Kindes, nur vernehmbar dem Deutenden, die Frage: wie ist es mit dem Wunsch und der Furcht, zu zerstören und der Furcht und dem Wunsch, zerstört zu werden? Mit den ernstesten Fragen also bleibt das Kind allein.

Da aber alle Erlebnisse der Kindheit nur versickern wie die junge Donau, um später als starker Strom wieder da zu sein, so müssen wir annehmen, daß diese infantile Enttäuschung ebenso wie der Hohn und die Unterwerfung, mit denen auf sie reagiert wird, im unbewußten Leben der erwachsenen Menschheit eine bedeutende Rolle spielen — daß wegen dieser infantilen Zweifel, ja Verzweiflung die „gesunde" Menschheit an den Massenneurosen ihrer Wissens- und Glaubenskämpfe ebenso festhält, wie der Neurotiker an seinem Einzelleiden. Es ist also nicht allein die Stellung des Kindes zum Erwachsenen, die von dieser Frage berührt wird; es ist die Stellung der Menschheit zu sich selbst. Das Verbot, das

man als Kind empfangen hat, gibt man den Kommenden weiter: der Erwachsene mit den verdrängten Zweifeln ist es, der unwillkürlich die Problematik unfruchtbaren Wissens und Glaubens im Lernenden verstärkt. Praktisch zeigt sich das in der Art, wie vom wissenden Menschen in den einzelnen Lehrgängen für den wissensbedürftigen Menschen der Lehrstoff ausgewählt und zurechtgemacht wird — ganz nach den besprochenen Verdrängungen. Fast alle heutigen Lehrgänge, vom Bilderbuch bis zum Geschichtswerk an der Universität sind wie dazu besimmt, dem Menschen das anschauliche, sinnliche, einfache Verhältnis zu sich und seiner Geschichte zu verwirren.

So sehen wir, daß die Aufklärungsfrage dringlich bleibt — und zwar nicht bloß als Frage der seelischen Hilfe für das Kind, sondern auch im Zusammenhang der größeren, allgemeinen Aufklärungsbewegung, die die Psychoanalyse eingeleitet hat. Diese hat uns die Tugend gelehrt, an den Grenzen, die uns die Struktur der Außenwelt stellt, nicht klagend stehen zu bleiben, sondern, wo wir es bisher versäumt haben, Kräfte und Einsichten anzuwenden, die schon in uns bereitliegen. Sehen wir also auch in der Frage der Aufklärung weiter zu.

Zwei Erlebnisse haben mich gelehrt, die Aufklärung breiter aufzufassen, zugleich mehr auf die Zukunft gerichtet und mit dem Fortschreiten der allgemeinen von der Psychoanalyse ausgehenden Aufklärung enger verbunden.

Das eine dieser Erlebnisse habe ich mit Ihnen allen gemeinsam, es ist das jüngste Buch Freuds über „Das Unbehagen in der Kultur"[1]. Eine Fußnote in diesem Buch muß als sehr wichtig für die Aufklärungsfrage und die Lehrfrage überhaupt aufgefaßt werden; sie heißt:

„So macht Gewissen Feige aus uns allen . . ."

Daß sie dem jugendlichen Menschen verheimlicht, welche Rolle die Sexualität in seinem Leben spielen wird, ist nicht der einzige Vorwurf, den man gegen die heutige Erziehung erheben muß. Sie sündigt außerdem darin, daß sie ihn nicht auf die Aggression vorbereitet, deren Objekt er zu werden bestimmt ist. Indem sie die Jugend mit so unrichtiger psychologischer Orientierung ins Leben entläßt, benimmt sich die Erziehung nicht anders, als wenn man Leute, die auf eine Polarexpedition gehen, mit Sommerkleidern und Karten der oberitalienischen Seen ausrüsten würde. Dabei wird ein gewisser Mißbrauch der ethischen Forderungen deutlich. Die Strenge derselben würde nicht viel schaden, wenn die Erziehung sagte: So sollten die Menschen sein, um glücklich zu werden und andere glücklich zu machen; aber man muß damit rechnen, daß sie nicht so sind. Anstatt dessen läßt man den Jugendlichen glauben, daß alle anderen die ethischen Vorschriften erfüllen, also tugendhaft sind. Damit begründet man die Forderung, daß er auch so werde.

Tatsächlich, wir müssen, so wie dies Buch es uns sichtbar macht, mit zwei Trieben rechnen, die beide bemüht sind, das Kind aus dem infantilen Leben ins erwachsene Leben zu begleiten und es gemeinsam in den circulus

1) Int. PsA. Verlag, Wien 1930.

vitiosus von Schuld und Sühne hineinzutreiben; Sexualität und Aggression. Und sie b e i d e sind es, über die das Kind in der Zeit des Lernens unaufgeklärt bleibt, weil es bestenfalls eine Rationalisierung dieser Triebe in biologischer oder geschichtlicher Zweckdarstellung[1] zu hören bekommt, aber mit seiner eigenen „zwecklosen" Triebhaftigkeit allein gelassen wird.

*

Ich will nun zum Belege auch dieses zweiten Aufklärungsbedürfnisses (neben dem sexuellen) einige Äußerungen von Kindern erzählen — allerdings, wie sie sich mir gerade ergeben, von älteren Kindern, als es der vorhin zitierte Richard ist, und obwohl sie für analytische Ansprüche nicht eingehend und einheitlich genug bearbeitet sind.

Ich hatte einmal Gelegenheit, etwa zehn unserer 12—13jährigen außerhalb der Schule zu beobachten, hatte an ihrem Benehmen manches Bedenkliche auszusetzen und beschloß, mit ihnen eine energische und tiefgehende Aussprache über unsere augenblickliche Erziehungslage herbeizuführen.

Zunächst war für einige die Erklärung mancher Dissozialität sehr bald in der „Wut" gefunden, einer (wie sie bald fanden) oft „sinnlosen" Wut. Andere kamen bald dahinter, daß diese Wut einer gewissen nach innen gerichteten Wut korrespondiere, die sie ebenfalls hindere, unbefangen der Gemeinschaft zu folgen. Bei dieser Erkenntnis begannen sich nun die analysierten und nichtanalysierten Kinder plötzlich so zu verstehen, wie ich es vorher nie für möglich gehalten hatte. Ich selbst konnte (wie es sich in der Unterhaltung ergab) eine ganze Reihe von Beispielen aus unserem Geschichtsunterricht mit ihren Gefühlen in direkte Beziehung bringen. Wir hatten z. B. von den Eskimos gelernt, daß sie statt Gerichtsverhandlungen einen sogenannten Trommelwettstreit veranstalteten, wobei die Gegner sich so lange zu verspotten hatten, bis einer von ihnen von der lachenden Menge knock out erklärt wird. Ein kleines Mädchen fand gleich den richtigen Punkt: „die können das machen", sagte sie, „weil sie keine Schimpfwörter haben, wir würden gleich „Schwein" oder „Idiot" sagen und dann wären alle wieder böse." — Ein anderes Beispiel „angewendeter" Geschichte ist die Erzählung Amundsens, der während des Fluges der „Italia" trotz einer unbeschreiblichen Wut auf Nobile sich doch strikte dessen Befehl unterstellte, solange das Schiff in der Luft war. — Kurz, wir besprachen Beispiele der Wut, berechtigter und unberechtigter, und Beispiele von sozialer Beherrschung dieser Wut. Mit dieser Anerkennung der Wut als einer allgemeinen Tatsache, die nicht nur die Schuld des Einzelnen ist, der sie mit sich herumträgt, begann sich nun alles Mögliche in den Kindern zu regen: und sie redeten über geäußerte Aggression, gefühlte Aggression, Schuldgefühl und Strafbedürfnis in einem inneren Zusammenhang, zu dem Erwachsene kaum fähig wären. Sie gestanden offen, daß ihr

1) Man denke nur an die Kriegsgeschichte!

Strafbedürfnis bei uns nicht befriedigt werde, einer sagte z. B.: „Ja, in den anderen Schulen, da hat es noch Spaß gemacht, einem Lehrer einen Zettel an den Rock zu stecken, aber hier macht das keinen Spaß mehr." Ein anderer sagte: „Wir sind wie Bälle, die explosiv geladen sind und plötzlich kommen sie in einen luftleeren Raum."

Nun konnten wir darüber sprechen, was man mit dem Strafbedürfnis anfangen sollte? Was sie z. B. über die Puritanergemeinden in Amerika dächten, über jene Glaubensflüchtlinge, die, sobald sie die Freiheit dazu hatten, die grimmigsten Glaubensverfolger wurden? Aus mehreren Beispielen, besonders davon, daß die Größeren die Unterdrückungen von Seiten der Lehrer gegen die kleineren Kinder abreagierten, wurde klar, daß uns allen allmählich die Fairneß so hoch über der gegenseitigen Unterdrückung zu stehen schien, daß für uns nur Eines Sinn habe, nämlich die Unterordnung aus Einsicht zu versuchen. Schließlich sagten sie selbst, das einzig Mögliche sei, über das, was diese Einsicht immer wieder von innen her bedrohe, so oft und so tiefgehend zu sprechen, daß es an Kraft verliere.

Nun ist das, wie ich nur erwähnen möchte, leicht gesagt; die Reaktionen auf solche Gespräche sind aber nicht ebenso leicht vorauszusehen. Das konnte ich gleich am anderen Morgen konstatieren, wo sich zum ersten Male seit zwei Jahren die größeren Jungen prügelten. Ich mußte sagen wie Schatzkanzler Snowden bei der Londoner Konferenz: „Noch eine solche Friedenskonferenz, und wir haben wieder Krieg." Allerdings, kennt man die beiden Knaben, so kann man es nicht als ungünstiges Ergebnis auffassen, daß sie sich einmal mit einiger Frische verprügelten. — Andere Reaktionen will ich übergehen, nur die Äußerung eines anderen Knaben, ein paar Tage später, sei erwähnt: „Es ist nicht schön, ein Kind zu sein; die Alten wissen das aber nicht, wieso nicht?" Die Erkenntnis, daß ich es wußte, hat in der Folge einen großen Einfluß auf ihn gehabt.

Damit kommen wir zu unserem Gedankengang zurück. Wie können wir glauben, die sexuelle Aufklärung allein reiche aus — oder die Aufklärung überhaupt sei diskreditiert, weil die sexuelle sich als unvermögend herausstellt? Wenn es doch so ist, daß es eine Verquickung von Trieben ist, die die Seele beunruhigt, und dabei noch, wie Freud sagt, die nach innen gewendete Aggression (die wichtigste psychische Realität der Kultur) nur in ihrer sexuellen Legierung zu erkennen, aber nicht in ihr ganz zu fassen ist?

Angesichts solcher Einblicke sollte man meinen, es müsse der modernen Erziehung doch manchmal Angst vor ihrer eigenen Courage werden, mit der sie es unternehmen will, junge Menschen mit Mitteln der Gesinnung einem neuen Geist und einem zukünftigen Frieden entgegenzuführen. Ist es doch die psychische Realität, die sich durchsetzt, besonders wenn man sie leugnet.

Dazu noch eine kurze Betrachtung zur psychischen Ökonomie dieser Vorgänge: Freud schreibt, daß ein zunehmendes Schuldgefühl die weitere

Kulturentwicklung begleiten müsse. Ebenso sicher wird eine immer verständnisvollere Erziehung der äußere Begleiter der Heranwachsenden sein. Dies schafft (denken wir nur an den Zusammenhang des strengen Gewissens mit der Liebeserfahrung) eine ähnliche ökonomische Diskrepanz, wie Freud sie im sexuellen Leben entdeckt hat. Er fand, daß die Kulturentwicklung eine Verschiebung in der psychischen Bewertung der Sexualität mit sich gebracht habe, die die Frage: Askese oder Ausleben? hinfällig mache: Bewußtmachung des Unbewußten sei das einzige Heilmittel für die gestörte Ökonomie. Bewußtmachung — und (als Vorbeugung) Aufklärung. Offenbar steht die Pädagogik vor einem ähnlichen ökonomischen Problem in den Fragen der Aggression, des Schuldgefühls, des Strafbedürfnisses: vielleicht werden auch hier Maßnahmen der Unterdrückung oder der Befreiung garnicht den Kern des Problems treffen. Vielleicht wird ein Lehren dazu kommen müssen, das über die Welt der Affekte überhaupt aufklärt — und nicht nur über einen einzelnen Trieb, der in einer sonst rationalisierten Weltbetrachtung zu unverständlich und geheimnisbedürftig erscheint; eine Darstellung des Lebens, in der die Allgegenwart der Triebe „ohne Zweck" nicht dem Verschweigen anheimfällt, das die Kinderwelt mit ihren Kämpfen so hoffnungslos isoliert. Zwar wird diese Isoliertheit oft (oft auch nur scheinbar) verwunden; die Menschheit hat darauf trainiert. Aber daß man im Ganzen den inneren Feind im Dunkel läßt, statt ihn zu beleuchten und zu zeigen: daher wird sein Angriff kommen — das gibt ihm ja die Macht, immer wieder den gesunden Willen der Einzelnen und die Pläne der wohlmeinenden Führer über den Haufen zu werfen.

Es ist wohl kein Zufall, daß ein Bedürfnis nach Erziehungswissenschaft in dem Augenblick auf den Plan tritt, wo die Psychoanalyse die Wahrheit von der heilenden Macht des Von-sich-Wissens wieder in die Welt stellt. Und diese Wahrheit hat seit Sokrates viel gelernt: nämlich eine Methode. Ist es der modernen Erziehung Ernst damit, daß sie aus Wissen und Vernunft ein neues bewußtes Fundament schaffen will, so muß sie verlangen, daß die Erkenntnis radikal bis dahin fortschreite, wo aus dem richtig Geschauten die richtige Wirkung entspringt. Und ich glaube, diesen Punkt kann sie nur an der Psychoanalyse lernen.

# Psychoanalyse und Kindergarten

Von Nelly Wolffheim, Berlin

*(Fortsetzung und Schluß)*

Nachdem wir hier Gelegenheit nahmen, auch der Angst im Leben des Kindes Erwähnung zu tun, ist es geboten, der Frage des Märchenerzählens näher zu treten. Wir wollen versuchen, aufzuhellen, wie man sich vom psychoanalytischen Standpunkte aus zum Märchen verhalten kann. Es wurde bereits bei der Besprechung des Kinderspiels auf die Bedeutung des Märchens für die seelische Entwicklung des Kindes hingewiesen; hier soll dem noch weiter nachgegangen werden. Wir müssen versuchen, uns darüber klar zu werden, ob wir im Kindergarten Märchen erzählen sollen oder nicht.

Weite Kreise moderner Pädagogen lehnen das Märchen für das Kleinkind ab. Besonders Maria Montessori und ihre Schüler sind ausgesprochene Gegner des Märchenerzählens, vor allem weil sie die Kinder zum realen Denken erziehen wollen und zur bewußten Erforschung der Wirklichkeit; das Märchen wird als der logischen Schulung zuwiderlaufend betrachtet, das Verwirrende des Märchens als phantasiebelastend empfunden. Die Unwahrhaftigkeit, die der Erwachsene dem kritiklosen Kinde gegenüber begeht, wenn er es an die unmöglichen Geschehnisse des Märchens glauben machen will, wird von so gerichteten Erziehern als unstatthaft angesehen. Auch die Befürchtung, die grauenerregenden Gestalten des Märchens könnten beunruhigend wirken, führt, sogar auch bei weniger bewußt eingestellten Erziehern, zu seiner Ablehnung.

Wir haben aber an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß das Kind u. E. die Umgestaltung der Realität braucht, um mit ihren Anforderungen fertig zu werden und wir haben das Märchen als ein Hilfsmittel dazu erkannt. Nehmen wir ein paar Beispiele: Wenn Aschenputtel zu Hause bleiben muß, sieht das Kind, daß andere Menschen Ähnliches leiden wie es selbst. Es versteht nichts von Bällen und Tanzvergnügungen und wird sich kaum etwas darunter vorstellen, es kennt aber das Zuhausebleiben-Müssen. Ein Kind freut sich, wenn die verbietenden Instanzen gestraft werden; es empfindet sicherlich, wenn auch vielleicht nicht bewußt, ein Rachegefühl und reagiert dies ab, indem es sich mit dem armen Aschenputtel identifiziert. Daß der Mutter, der strengen, ein Schnippchen geschlagen wird, ist eine Lustquelle für das Kind. — In einem anderen Märchen identifiziert sich das Kind mit den Zwergen, die im Gegensatz zu den Mächtigen, den Riesen, stehen. Die Könige sind Vatersymbole; sie haben die Macht, wie der Vater sie hat. Sie können das, was man selber können will, das Beherrschen. Sie dürfen ungestraft das tun, was man selbst tun möchte: Feinde, also ungeliebte Menschen, strafen, besiegen, sich ihrer Besitztümer bemächtigen. Und sie dürfen die Prinzessin heimführen! Wir haben an anderer Stelle bereits gesehen, daß in vielen Kindern schon heimliche

Wünsche leben, die auf den Besitz, das innige Alleinsein mit einer geliebten Person hinzielen. Auch das Bedürfnis sehr vieler Kinder, zu Helden aufzusehen, trägt wahrscheinlich viel dazu bei, ihnen bestimmte Märchen lieb zu machen. Es ist auch anzunehmen, daß die furchtauslösenden Gestalten der Märchen — denken wir an den Wolf in Rotkäppchen oder in den Sieben Geißlein — die Kinder reizt und in so hohem Maße interessiert, weil sie auf sie die in ihnen schlummernden Angstgefühle unbewußt abschieben können. Auch die Identifikation mit den Märchengestalten spricht hier wohl mit. Das Kind versetzt sich in die Rolle des Wolfes, der Grausamkeiten ausführt, zu denen es selbst aus unbewußten Quellen her getrieben wird.

Während also behauptet wird, das Märchen erschwere dem Kinde die Anpassung an die Forderungen des Lebens, weil es ihm die klare Übersicht nimmt, so zeigen unsere Beispiele gerade das Gegenteil und lassen die Märchen eine Hilfe bei der Realitätsanpassung sein. Freilich sollten wir Märchenstoffe nicht im Übermaß an die Kinder heranbringen, auch werden wir gut tun, die Kinder durchfühlen zu lassen, daß es eben nur ein Märchen und nicht wirkliches Geschehen ist, von dem wir berichten. Ein Kind, das Glaubensbereitschaft hat, wird sich trotzdem nicht seinen Glauben nehmen lassen, die anderen aber, die kleinen Realisten, die bald mit der Frage kommen: „Ist das wahr?“ werden sich mit unserer offenen Antwort, daß es sich um ein Märchen handelt, zufrieden geben, ohne uns für unwahrhaftig zu halten.

Am wesentlichsten erscheint mir der Einwand gegen das Märchen zu sein, der sich auf seine angstmachende Wirkung bezieht. Es ist sicher, daß bei entsprechend entwickelten Kindern durch ein Märchen Angstaffekte ausgelöst werden können, die manchmal sogar von anhaltender Wirkung sind. Es wird aber auf Grund psychoanalytischer Erfahrungen angenommen, daß nur dort solche Angst auftritt, wo sie bereits im Unbewußten des Kindes schlummert und gewissermaßen nur des Augenblickes wartet, wo sie auf ein bewußtes Objekt abgeleitet werden kann. Freud hat uns hierfür in seiner Krankengeschichte „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose“[1] ein Beispiel vorgeführt. Dort baut sich eine zur neurotischen Erkrankung führende Angst scheinbar auf einen Traum auf, der mit einer schreckenerregenden Bilderbuch-Illustration, einem Wolfsbild, in Zusammenhang steht. Im Laufe der Analyse erwies sich die Wolfsangst nur als Überdeckung eines Angst erzeugenden realen Erlebnisses. Auch aus meinem Erfahrungskreis sei ein Fall erzählt. Die fünfjährige Renate besuchte eine Märchenaufführung. Es wurde Rotkäppchen gegeben. Der dort realistisch auftretende Wolf, der viel wirklichkeitsnäher wirkte als im erzählten Märchen, löste bei dem Kinde großen Schrecken aus, die Kleine weinte und wollte das Theater verlassen. Von diesem Tage an fürchtete sich

1) Gesammelte Schriften, Bd. VIII.

Renate, in ein dunkles Zimmer zu gehen und traute sich nicht mehr, den unbeleuchteten Korridor der Wohnung zu betreten. Aus Andeutungen des Kindes wurde mir wahrscheinlich, daß es schon vor längerer Zeit durch nächtliche Beobachtungen im Schlafzimmer ihrer Eltern erschreckt worden war, die ihm der überfallende Wolf nun in Erinnerung brachte. Die Angst hatte nun ein Symbol gefunden und konnte sich hier frei, ohne das Gefühl der Scham, äußern; sie konnte ausgesprochen werden, ohne daß Renate die zu Grunde liegende, ihr unbewußte Ursache der Beängstigung kannte.

Da wir im allgemeinen die Erfahrung gemacht haben, daß eine sich bewußt an einen Gegenstand heftende Angst weniger schädliche Folgen hat, als eine ins Unbewußte verdrängte, bleibt die Frage offen, ob in diesem Fall nicht die Auslösung der latenten Angst von Vorteil war. Trotzdem würde ich den Kindern keine Märchen erzählen, von denen von vornherein anzunehmen ist, daß sie zu schreckenerregend wirken. Bei der Auswahl des Stoffes ist vor allem darauf Rücksicht zu nehmen, welche Märchen bei den Kindern beliebt sind. Ein Märchen, das ein Kind nicht liebt, ist unbedingt zu vermeiden, denn es ist anzunehmen, daß der Märchenstoff deshalb abgelehnt wird, weil er stark an unbewußte Konflikte rührt. Die Kinder scheuen vor dem Erwecken peinlicher Gedanken zurück, oder sie ertragen es nicht, wenn sie sich mit einer ihnen unangenehmen Märchenperson identifizieren müssen. Die Zusammenhänge, die im Einzelfall vorliegen, sind uns nicht offenkundig, doch zeigt uns das Verhalten eines Kindes meist, wenn es gilt, Rücksicht zu nehmen. So mußte die Umgebung aufmerksam werden, als die kleine Ursula, die Märchen sonst sehr liebte, immer wieder einen heftigen Widerstand zeigte und zu weinen anfing, wenn auf Wunsch der anderen Kinder Frau Holle erzählt werden sollte. Sobald man sich zum Märchenerzählen zusammensetzte, bat Ursula stets unter Anzeichen starker Angst: „Aber nicht Frau Holle!“

Das Beispiel der kleinen Ursula beweist ganz deutlich, wieviel vorsichtiger man mit dem Märchenerzählen im Kindergarten sein muß als in der Familienkinderstube. Hier kann man die Reaktionen des einzelnen Kindes leichter erkennen, als es in einer größeren Gemeinschaft möglich ist. Das Märchen aber ganz aus dem Kindergarten zu verbannen, wo es eine große Freudenquelle ist, liegt m. E. kein Grund vor, so lange wir nicht durch exakte psychoanalytische Forschung zu Resultaten kommen, die dies erforderlich machen. Was ich hier zu geben versuchte, sind mehr oder weniger persönliche Einstellungen, die nichts Absolutes geben wollen und geben können, nur Hinweise, die eigene Stellungnahme und Beobachtungsweise des Lesers anbahnen sollen. Wenn die Märchenstoffe sich seit Jahrhunderten bei den Kindern beliebt erhielten, wenn alle pädagogischen Gegenströmungen bis jetzt noch nicht erreichten, das Märchen zu verdrängen, so scheint mir dies ein Beweis für ihre oben aufgezeigte tiefe Verankerung in der Kindesseele zu sein.

Daß die Stellungnahme des Erziehers den Märchen gegenüber mit seiner persönlichen Beziehung zum Märchen in Zusammenhang steht, kann nicht übersehen werden. Wer selbst als Kind Märchen liebte, wird sie den Kindern nicht gerne vorenthalten wollen, auch wenn er verstandesgemäß manches gegen sie einzuwenden hat. Affektive Momente strafen oft alle Theorien Lügen und Kindheitserinnerungen lassen sich beim besten Willen nicht ausmerzen. So sei es mir auch gestattet, hier eine Lanze für den heute vielfach verachteten Weihnachtsmann zu brechen. Wie die Märchen selbst, auch wo sie nicht erzählt werden, irgendwie von den Kindern aufgegriffen werden, so daß sie ohne unser Zutun eines Tages da sind und im Leben der Kinder eine Rolle spielen, so ist dies auch mit dem Weihnachtsmann der Fall. Die meisten Kinder glauben eine Zeitlang an ihn, rechnen mit ihm und suchen ihn in ihr Phantasieleben aufzunehmen. Ein ganz modern erzogenes Kind, bei dem es keinen Weihnachtsmann gibt, berichtete kürzlich im Kindergarten: „Annemaries Vater hat gestern den Weihnachtsmann getroffen"; neidvoll, gläubig-überzeugt klangen diese Worte. Wenn die Kinder, oder doch viele von ihnen, uns immer wieder ihren Willen zum Glauben zeigen, müssen wir nachdenklich werden. Wenn wir die vorweihnachtlichen Unterhaltungen der Kinder untereinander hören, werden wir uns fragen, ob wir dem Kinde etwas vorenthalten dürfen, was ihm so erwünscht, so seinem Wesen entsprechend zu sein scheint.

Auch wenn wir annehmen, daß bei der Beziehung des Kindes zum Weihnachtsmann die sehr allgemeine kindliche Neigung, sich dumm zu stellen, wesentlich mitspricht, auch wenn man vermuten kann, daß der Weihnachtsmann nur ein Symbol ist, an welches das Kind seine Wünsche und Hoffnungen oder auch seine Furcht heftet, auch dann würde ich den Weihnachtsmann nicht aus dem Leben des Kindes streichen wollen und jedenfalls den weihnachtlichen Träumereien ihr Recht lassen. Zerstören wir nicht plump der Kinder Phantasien, wo sie sich hervorwagen, drängen wir unsere Aufklärung nicht auf, wo sie nicht erwünscht scheint. Freilich sollten wir auf die Frage, ob es den Weihnachtsmann wirklich gibt, eine offene, wahrheitsgetreue Antwort geben. Denn, wo gefragt wird, ist bereits der Zweifel da, und es ist unsere Aufgabe, Zweifel zu beheben.

Und sollen wir selbst vom Weihnachtsmann erzählen, ihn vorschützen, wenn es gilt, dem Kinde Vorfreude, Spannung und Hoffnung zu erwecken? Sollen wir dem Kinde eine Weihnachtsmannkomödie vorspielen, ihn in den Kindergarten kommen lassen? Ich meine immer, wir tun gut daran, hier zu tun, wie wir fühlen. Wenn wir selbst noch affektiv an das gebunden sind, was uns einst Erlebnis war, so werden wir schwer davon abkommen können, den Kindern das Weihnachtsfest mit Wundern zu durchsetzen. Sind wir realer eingestellt, unverbundener mit kindlicher Gefühlsweise, würde ein Versuch, den Kindern den Weihnachtsmann zuzuführen von selbst an unserer Unfähigkeit scheitern. Daß aber der Weihnachtsmann niemals als rächende Macht erscheinen darf, immer nur als guter, liebe-

voller Freund, dies bedarf keiner weiteren Darlegung. Ich persönlich lasse in meinem Kindergarten, dies sei hinzugefügt, den Weihnachtsmann als Phantasiegestalt eine Rolle spielen, ihn aber nie real in Erscheinung treten.

Am Schluß unserer Darlegungen über die Beschäftigungsweise im Kindergarten sollen noch ein paar Hinweise Platz finden, die sich auf Gymnastik und Musik beziehen. Daß beide im Rahmen der kindlichen Ausbildung wesentlich sind, wurde von jeher anerkannt; es fragt sich, ob vom Standpunkt einer psychoanalytischen Pädagogik neue Gesichtspunkte für die Art ihrer Anwendung hervorzuheben sind. Zur Durchdringung dieses Gebietes und insbesondere zur Feststellung neuer Wertgehalte bedürfte es eingehender Forschungen, die, soweit meine Erfahrungen reichen, bisher noch nicht unternommen, jedenfalls noch nicht literarisch niedergelegt worden sind. Es muß den Fachleuten beider Gebiete vorbehalten bleiben, die Ergebnisse psychoanalytischer Wissenschaft in den Dienst dieser Sache zu stellen.

Von meiner Seite sei nur das Folgende gesagt. Es will mir scheinen, daß die moderne Gymnastik, die die Beherrschung des Körpers durch Lockerungsübungen und eine mehr vergeistigte Ausführungsart zu erreichen sucht, gewisse Berührungspunkte mit den Grundgedanken psychoanalytischer Pädagogik hat. Statt durch strenge Disziplin und durch Machtmittel auf das Kind zu wirken, suchen wir, wie an anderer Stelle gezeigt wurde, durch Freiheit das seelische Gleichgewicht der Kinder anzubahnen und Fehlentwicklungen und zu starken Verdrängungstendenzen entgegenzuwirken. So hat auch die moderne Gymnastik der Idee zum Durchbruch verholfen, daß jede Übung, jedes Ziel vom Körper selbst auszugehen habe, daß kein kommandomäßiges Vorschreiben und Ausführen das Gegebene sei. Die Betonung des Individuellen bei Anerkennung allgemeingültiger Gesichtspunkte steht im Vordergrund. Es muß die Forderung als durchaus wünschenswert aufgestellt werden, daß zwischen der im Kindergarten zur Anwendung kommenden gymnastischen Richtung und der allgemeinen Führung des Kindergartens eine innere Übereinstimmung herrsche. Die Gymnastik muß ein Teil des Kindergartenganzen sein, nichts Losgelöstes, sondern Ausdruck der pädagogisch-psychologischen Grundlinie. So werden wir auch, auf psychoanalytischem Boden stehend, bei den gymnastischen Übungen jede Überspannung des Ehrgeizes und die Erweckung von Minderwertigkeitsgefühlen zu vermeiden trachten und werden das seelische Gleichgewicht der Kinder einerseits durch die Übungen selbst anzubahnen suchen, andererseits aber auch bemüht sein, der unbewußten Einstellung des Kindes zur Gymnastik Rechnung zu tragen, sie nach Möglichkeit zu erforschen und als Mittel zum Erkennen des kindlichen Seelenlebens zu nützen.

Die Musikpflege im Kindergarten einer psychoanalytischen Betrachtungsweise zu unterziehen, kann auch nicht meine Aufgabe sein. Wir wollen nur auf die Bedeutung hinweisen, die eine falsch orientierte Handhabung der ersten musikalischen Übungen für die seelische Entwicklung des Kindes

gewinnen kann. Daß die intellektuelle und künstlerische Begabung der Menschen eine verschiedene, konstitutionell bedingte ist, soll nicht bestritten werden, doch sei auf Grund psychoanalytischer Erkenntnisse behauptet, daß manches Kind zu den Unbegabten gerechnet wird, das diese Bezeichnung nicht verdient. Man muß dies annehmen, nachdem sich in den Psychoanalysen Erwachsener gezeigt hat, wie stark oft in frühester Kindheit entstandene Hemmungen mitwirkten, um Begabungen an ihrer Entfaltung zu hindern. Bei späterer Aufhebung solcher Hemmungen durch Aufdeckung ihrer unbewußt wirkenden Motive in der psychoanalytischen Behandlung wurden noch bei Erwachsenen neu einsetzende Interessenrichtungen, spezielle Begabungen und künstlerische Empfänglichkeit bemerkbar. Wir müssen also folgern, daß, wenn wir die Entstehung solcher Hemmungen zu verhindern suchen, die Zahl der sogenannten „unbegabten" Kinder sich verringern würde. Daß dies nicht nur in Hinblick auf das musikalische Moment, sondern auch in Bezug auf die ganze seelische Entwicklung bedeutungsvoll wäre, liegt auf der Hand. Wenn nun auch unsere Macht nach dieser Richtung hin keine absolute ist, da wir nicht in der Lage sind, alle als Hemmungsfaktoren wirkenden Eindrücke auszuschalten, so müssen wir doch die für die Musikpflege im Kindergarten nötigen Folgerungen daraus ziehen. Die Musikpflege ist so zu gestalten, daß Werturteile nicht in Frage kommen, es kann sich nur um ein frohes Schaffen vom Kinde aus, nicht um ein Sichproduzieren handeln. Die „Leistung" darf nicht im Vordergrunde stehen. Es sei auf einen Aufsatz Heinrich Jacobys hingewiesen, der das Thema „Muß es Unmusikalische geben?"[1] unter Einbeziehung psychoanalytischer Gesichtspunkte eingehend behandelt. Wir stellen einen Satz aus dieser Arbeit hierher, der uns für die allgemeine Handhabung der Beschäftigung der Kinder im Kindergarten beachtenswert erscheint. „Die Überzeugung, daß man von der Umgebung für ‚unbegabt' gehalten wird, muß das bereits schwankende Selbstvertrauen weiter erschüttern. Schließlich wird der Betroffene immer erfolgreicher versuchen, vor Lebensforderungen auszuweichen, die ihn an Situationen erinnern, in denen er schon einmal versagt hat. Häufig wird er deshalb, wenn auch unbewußt, gerade jene Symptome systematisch produzieren, deretwegen man ihn, als sie zum ersten Mal bemerkt wurden, für ‚unbegabt' gehalten hat. Schon allein wegen der Gefahr solcher Auswirkungen sollten Begabungswertungen möglichst unterbleiben."

## V

## Die Beziehungen des Kindergartens zur Psychoanalyse

Es wurde versucht, den Kindergarten vom Standpunkt einer psychoanalytisch orientierten Pädagogik aus zu betrachten und Wege für seine

1) Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik I, 55 und 110 (1926).

Gestaltung zu weisen. Wir müssen nun die direkten Beziehungen zwischen der Psychoanalyse und dem Kindergarten aufzuhellen trachten. Vielleicht ging bereits aus den bisherigen Darlegungen hervor, daß wir das Kind im Kindergarten nicht nur im Sinne psychoanalytischer Erkenntnisse zu führen bemüht sind, sondern auch, daß die Psychoanalyse mit dem Kindergarten oft Hand in Hand zu arbeiten hat.

Wer kindergärtnerisch tätig ist, kennt die Schwierigkeiten, die dem Zusammenleben der Kinder und einer ersprießlichen Leitung durch die sogenannten schwererziehbaren Kinder entstehen. Diese Kinder, es sind die „nervösen" im landläufigen Sinne, die „psychopathischen" im Sinne der allgemeinen heilpädagogischen Auffassung, die „neurotischen" im Sinne der Psychoanalyse, bereiten aber nicht nur Schwierigkeiten, sie haben selbst Schwierigkeiten. Eine der wichtigsten Fragen der Kindergartenpädagogik ist es, wie man diesen Kindern helfen soll. Daß solche Kinder nicht zu ihrem Rechte kommen, wenn sie im allgemeinen Kindergarten sind, daß sie statt dessen einer besonderen Führung bedürfen, eines verständnisvollen Eingehens auf ihre Eigenheiten und Ängste und ihre — in vielen Fällen nur neurotischen — geistigen Hemmungen wurde klar erkannt. Solche in ihrem Affekt- und Triebleben gestörten Kinder gehören nicht in die Menge, und so kam man zu der Schaffung besonderer Abteilungen oder Sonderkindergärten, die sich dieser Kinder annehmen. Leider sind derartige Einrichtungen bisher noch verhältnismäßig selten anzutreffen und auch nicht immer in zweckmäßiger Weise geführt, so daß man im gegebenen Fall meist nicht weiß, wo man die Patienten unterbringen soll. Im Normalkindergarten kommen diese Kinder nicht zu ihrem Recht und behindern durch ihr Verhalten die anderen. Manche Fehlentwicklung aber wird sich durch eine entsprechende Leitung in einer günstig gestalteten Umgebung beheben lassen oder doch so weit bessern, daß eine Rückführung des Kindes zu den anderen, den sogenannten Normalen, ermöglicht wird. Wer jedoch durch die Psychoanalyse tiefer zu sehen gelernt hat, muß befürchten, daß hier bei aller offensichtlichen Besserung und mit der größten aufopferungsvollen Mühe das Leiden nicht behoben werden kann. Wo ernstere neurotische Störungen[1] vorliegen, wo im Unbewußten wurzelnde Schwierigkeiten zur Auswirkung kommen, kann m. E. ein pädagogischer Einfluß allein nicht genügen. Er kann zu nach außen günstig erscheinenden Verdrängungen führen oder zu einer Beruhigung, er kann das Kind durch das Gefühl des Verstandenwerdens befriedigen und durch ein gutes Übertragungsverhältnis Wirkungen hervorbringen. Wir müssen aber, ohne den Wert dieser Einflüsse leugnen zu wollen, auf Grund der in Psychoanalysen gewonnenen Erkenntnisse annehmen, daß es sich hier vorherrschend um Augenblickserfolge handeln wird oder um Erfolge, die

---

1) Wir wissen, daß sich solche durchaus nicht nur in einem „schwierigen" Verhalten dokumentieren und daß neurotische Kinder oft sogar besonders leicht lenkbar sind.

wohl die Behebung einzelner Symptome bringen, nicht aber die Ausheilung der eigentlichen Neurose.

Es würde für uns in den geeignet erscheinenden Fällen, die der psychoanalytische Arzt festzustellen hätte, eine psychoanalytische Behandlung das Gegebene sein. Daß ein Kind trotz dieser Behandlung — oder gerade ihretwegen, wie wir noch sehen werden — in einem Sonderkindergarten Aufnahme finden sollte, soweit sein Zustand das Zusammenleben mit anderen Kindern wünschenswert macht, sei betont.

Wir wollen hervorheben, daß wir es als eine der Aufgaben des Kindergartens betrachten, durch gute Beobachtung der Kinder frühzeitig neurotische Symptome zu erkennen, damit die häusliche Umgebung des Kindes durch unseren Einfluß und unsere Aufklärung zu einer möglichst günstigen Führung des Kindes veranlaßt und unter Umständen über die Notwendigkeit einer Psychoanalyse belehrt wird. Um Irrtümern vorzubeugen, sei aber betont, daß m. E. die den Kindergarten besuchenden Kinder nicht von der Leiterin selbst analysiert werden sollten, auch dann nicht, wenn diese psychoanalytisch ausgebildet ist. Es erscheint mir wenigstens sehr zweifelhaft, ob sich nicht durch das Übertragungsverhältnis, das in der Analyse gebotene absolute Gewährenlassen des Kindes und das dort (wenigstens im Sinne Melanie Kleins) notwendige nicht pädagogische Verhalten für das Leben im Kindergarten Komplikationen ergeben würden. Anders liegt die Sache, wenn sich, wie dies in Amerika schon an einigen Stellen der Fall sein soll, eine besonders hierfür angestellte Analytikerin im speziellen der Kinder des Kindergartens annimmt; ich kann mir wohl denken, daß dies im Interesse der Kinder gelegen wäre. Daß eine psychoanalytisch gründlich durchgebildete Kindergärtnerin einem Kinde durch ein persönliches und Zusammenhänge aufdeckendes Gespräch gelegentlich Hilfe bieten kann und Einzelsymptome zu beheben vermag, scheint mir wahrscheinlich; es ist aber vor einem leichtfertigen Herumanalysieren am Kinde durch psychoanalytisch nur oberflächlich orientierte Personen zu warnen.

Vielleicht ist es nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß nach meinen Erfahrungen, die sich freilich erst auf wenige Fälle stützen, für den Kindergarten Schwierigkeiten entstehen, wenn ein Kind in analytischer Behandlung ist. Gerade deshalb wird es sich empfehlen, ein in Analyse befindliches Kind nur in einen Kindergarten zu schicken, dessen Leiterin zum mindesten analytisch orientiert ist. Weiß die Leiterin nicht Bescheid mit diesen Dingen, kann es sich leicht ergeben, daß sie absichtlich oder unabsichtlich gegen die Analyse arbeitet oder das Verhalten des Kindes nicht richtig zu deuten weiß und daher unerwünscht darauf reagiert. Die erwähnten Schwierigkeiten können sich z. B. ergeben, wenn das Kind bis zur Analyse auf die Kindergärtnerin gut (positiv) übertragen hatte und sich daher, vielleicht im Gegensatz zu seinem sonstigen Betragen, im Kindergarten leicht lenken ließ und sich in jeder

Hinsicht gut anpaßte. So war es bei der kleinen Erna der Fall, bei der ich Gelegenheit hatte, die Einwirkungen der Analyse in den ersten Monaten besonders eingehend zu beobachten. Ich lasse einige Notizen darüber hier folgen.

Etwa zwei Wochen nach Beginn der Analyse wurde Erna plötzlich sehr aggressiv gegen die anderen Kinder, was vorher nie der Fall war; sie schlug oft ohne jeden ersichtlichen Grund auf die Kinder ein, manchmal auch, weil sie sich über irgend eine scheinbare Kleinigkeit ärgerte. Sie wurde überhaupt sehr reizbar. Im Laufe der Beobachtungszeit klang die Aggressivität wieder ab, verschwand aber nicht vollkommen.

Die auch vorher vorhandene Onanie verstärkte sich auffallend, das Kind onanierte eine Zeitlang dauernd während des Kindergartens; selbst bei sie sehr interessierenden Beschäftigungen wackelte sie hin und her. Nach einigen Wochen wurde das Onanieren nur noch selten bemerkbar.

Vor der Analyse spielte Erna wenig; sie liebte es mehr, sich zu unterhalten. Auf den Spaziergängen ging sie nur mit mir, ohne Aufhören mit mir redend. Sie spielte gewissermaßen die Erwachsene und sonderte sich dadurch von den Kindern ab. Sehr gern hatte es Erna, wenn sie mich zu einer Einzelunterredung ins Nebenzimmer begleiten durfte, um mir hier ihre Träume und ihre Probleme zu berichten. Sie litt an einer Art Grübelsucht und zerbrach sich über die Dinge, von denen sie reden hörte, manchmal tagelang quälend den Kopf. Bald nach Beginn der Analyse brauchte sie mich nicht mehr, um sich auszusprechen. Das Vielreden ließ überhaupt nach. Sie begann zu spielen, allein und mit anderen Kindern, und schloß sich intensiv einem kleineren Mädchen an, das sie beherrschte. Mehr und mehr wurde aus der „kleinen Erwachsenen" im Kindergarten ein ausgesprochen ungezogenes Kind. Erna, die früher so überartig war, daß es auffallen mußte und die z. B. in Tränen ausbrach, als ich a l l e n tadelnd sagte, sie seien zu laut gewesen, dieses Kind konnte sich nun nicht genug tun, gegen die Kindergartenregeln zu verstoßen. Ich hatte jeden Einfluß auf Erna verloren.

Das stark ausgeprägte Übertragungsverhältnis, in dem sie vor der Analyse zu mir stand, war vollkommen erloschen und, da dieses den Untergrund zu ihrem Verhalten im Kindergarten gebildet hatte, war es verständlich, daß nun Schwierigkeiten entstanden. —

Über die weitere Entwicklung im Laufe der lang andauernden Analyse, die bei dem Kinde wesentliche und günstige Veränderungen hervorgebracht hat, kann hier nicht berichtet werden. Es sollte nur dargetan werden, wie die Schwankungen im Verhalten des Kindes, die die Analyse bedingt, sich im Kindergarten bemerkbar machen können und Beachtung verlangen.

In einem anderen Fall machte ich die Beobachtung, daß das Kind, Leni, im Verlauf der analytischen Behandlung die Art ihrer Beschäftigung im Kindergarten völlig veränderte. Leni war vorher äußerst produktiv tätig gewesen und malte besonders viel und gut. Nun hörte, für eine Weile

wenigstens, dieses Interesse völlig auf, sie lehnte alle Kindergartenbeschäftigungen ab, wandte sich aber intensivst dem Puppenspiel zu. Der früher im Zeichnen sich äußernde Mitteilungstrieb wurde in der Analyse befriedigt, die Spielinhalte schienen dem Stoff der Analyse entnommen zu werden. Bei Leni machte ich die gleiche Beobachtung wie bei Erna: Die Übertragung auf mich hörte fast ganz auf, wodurch ich den Einfluß auf das Kind verlor. Im Zusammenleben im Kindergarten ergaben sich Konflikte, denen ich naturgemäß anders gegenüberstand, als es bei einer Leiterin ohne analytische Einfühlung der Fall gewesen wäre.

Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, wie wichtig es für Kinder während einer analytischen Kur ist, daß sie sich in einer verständnisvollen Umwelt befinden, und ein Sonderkindergarten, der in diesem Sinne geführt wird, könnte da viel Gutes leisten. Besonders auch dort, wo, die Entfernung aus einem ungeeigneten häuslichen Milieu wie Anna Freud sie vorschlägt,[1] nicht zu ermöglichen ist, kann die zeitweilige Ausschaltung ungünstiger Erziehungseinflüsse von Seiten der Familie, also der Aufenthalt in einem Kindergarten, von Vorteil sein. Anna Freud malt sich als wünschenswert eine Schule aus, „welche von analytischen Prinzipien beherrscht und auf die gemeinsame Arbeit mit dem Analytiker abgestimmt ist."

Wenn Anna Freud hier von einer gemeinsamen Arbeit zwischen dem Analytiker und dem Erzieher spricht und damit einem unzweckmäßigen Gegeneinanderarbeiten oder besser Nebeneinanderarbeiten vorbeugen will, so bedarf es von unserer Seite eines erweiternden Hinweises. Der Pädagoge muß sich in einem solchen Fall bescheiden in die zweite Stelle drängen lassen, nicht etwa, weil seine Arbeit an sich eine weniger wichtige ist, doch weil in dieser besonderen Situation, also während der analytischen Kur, die Analyse und der Analytiker über allem zu stehen haben. „Dem Analytiker muß es gelingen, sich für die Dauer der Analyse an die Stelle des Ich-Ideals beim Kinde zu setzen"[2], es muß also die Autorität des Analytikers unbedingt auch von Seiten des Erziehers anerkannt werden und „die Notwendigkeit der völligen Beherrschung des Kindes durch den Analytiker" darf nicht aus einem Rivalitätskampf heraus untergraben werden. Das Kind käme sonst in eine schiefe Stellung, wie ich einmal Gelegenheit hatte, es mit anzusehen.

Freilich muß, wenn von einem günstigen Zusammenarbeiten die Rede sein soll, ein Mitteilungsverhältnis zwischen der Kindergartenleiterin und der Analytikerin bestehen. Nur dann wird es im Kindergarten möglich sein, Fehler in der Führung des Kindes auf ein Minimum zu reduzieren, und die Analytikerin wird durch verständnisvolle Mitteilungen von Seiten der Kindergärtnerin manche Reaktionen des Kindes erfahren und ausnützen können.

Daß der Kindergarten für die Entwicklung der psychoanalytischen Wissen-

1) Anna Freud, Einführung in die Technik der Kinderanalyse. S. 59 f.

2) Ebendort S. 76 f.

schaft Aufgaben zu erfüllen hat, die von Bedeutung sind, glaube ich annehmen zu können. Die psychoanalytisch ausgebildete Kindergärtnerin wird nicht nur dank ihrer vertiefteren Beobachtungsfähigkeit psychologisch wichtiges Material zur Verfügung stellen, sie wird auch aus ihrer Praxis heraus für manches Bestätigungen geben, was in den Analysen, z. T. rückschließend und folgernd, aufgedeckt wurde. Die Arbeit am Kinde aber wird desto erfolgreicher sein, je mehr die Erzieher aus den psychoanalytischen Erkenntnissen zu lernen wissen.

*ANHANG*

## Kritische Überlegungen zur Frage der frühen Gemeinschaftserziehung

Nachdem wir den Kindergarten als pädagogische Einrichtung und die Äußerungen des Kindes im Rahmen des Kindergartenlebens näher betrachtet haben, wollen wir untersuchen, ob eine sehr frühe Gemeinschaftserziehung für das Kleinkind an sich wünschenswert ist. Diese Frage ist deshalb von Bedeutung, weil von Seiten radikaler Kreise angestrebt wird, die Kinder so früh wie irgend möglich einer größeren Gemeinschaft einzugliedern, auch wenn keine äußere Notwendigkeit dafür vorliegt. Neben rein erziehlichen Gesichtspunkten sind hierbei politische Anschauungen maßgebend. Dem einengenden Einfluß der Familie wird Erziehung zur Gemeinschaft durch ein Leben in einem Kinderreich entgegengestellt. Im Kinde solle möglichst garnicht erst durch eine unerwünschte Richtunggabe der Sinn für Eigentum und selbstische Strebungen erweckt werden. Das Tagesheim, ein das Kleinkind den ganzen Tag aufnehmender Kindergarten, würde bei rechter Führung das hier Gegebene sein.

Diese Einstellung steht im Gegensatz zu der bürgerlich orientierten Auffassung der eigentlichen Kindergartenkreise, die im Kindergarten im Sinne seines Begründers eine Ergänzung der Familienerziehung sehen wollen und das Tagesheim nur als ein aus sozialer Notwendigkeit entstandenes Hilfsmittel betrachten. Sie stützen sich dabei auf Friedrich Fröbels Worte: „Von dem stillen, verborgenen Heiligtume der Familie kann nur zunächst das Wohl des Menschengeschlechtes uns wiederkommen.“ Indem Fröbel aber an anderer Stelle sagt: „Der mütterliche und weibliche Instinkt tut wohl viel, aber bei weitem nicht alles, macht oft Fehlgriffe“, schränkt er die Anerkennung der rein mütterlichen Erziehung ein und läßt uns sein Eintreten für eine die Familienerziehung ergänzende und gleichzeitig die Mütter belehrende Hilfseinrichtung, eben den Kindergarten, verständlich erscheinen. „Die Einzelerziehung der vorschulfähigen Kinder in der Familie, wie sie im Ganzen jetzt ist und unter den bestehenden Verhältnissen sein kann, reicht für die Forderungen der Zeit nicht mehr aus. Die Absicht

des Kindergartens geht darum dahin, den Familien und den Gesamtheiten dafür die nötige Hilfe zu bringen.

Mehr noch als Fröbel ist Maria Montessori von der Unzulänglichkeit der Familienerziehung überzeugt. Sie tritt dafür ein, das Kleinkind den ganzen Tag über im „Haus der Kinder" aufzunehmen, damit es in einer ihm speziell angepaßten Umgebung aufwachsen könne, die ihm die besten Entwicklungsmöglichkeiten schafft.

Wir wissen, daß Fragen der Weltanschauung und der politischen Richtung unlösbar mit unserer pädagogischen Orientierung verflochten sind; leicht kommen wir dadurch dazu, uns bei pädagogischen Maßnahmen zu wenig von den Vorgängen im Seelenleben des Kindes beeinflussen zu lassen. Es sollte daher die Pflicht erkannt werden, vor Aufstellung pädagogischer Maximen die psychologischen Hintergründe kindlicher Verhaltungsweisen zu erforschen.

Unvoreingenommene Beobachtung zeigt uns, daß das Kind von Anbeginn an alles an sich ziehen will; sein Greifen, Festhalten, In-den-Mund-stecken bringt dies zum Ausdruck. Die Mutterbrust bereits ist dem Säugling Besitz, erstes Eigentum, das Wort „haben" früh angewandter Ausdruck besitzergreifenden Willens. Schon zeitig entfachte Eifersucht deutet Besitzgelüste an. Der geliebte Elternteil soll in der Ödipusepoche allein gehören; die ein nachgeborenes Geschwisterchen nährende Mutter wird neidvoll beobachtet, die dem Kinde selbst entzogene Brust als verlorenes Gut betrachtet. Der „Mannenstolz" des kleinen Knaben überbaut den Stolz auf die nur ihm eigene Körperlichkeit. Der Kastrationskomplex beim Knaben, der Männlichkeitswunsch beim Mädchen weisen auf eingeborenes Besitzempfinden und Besitzenwollen hin. Spiel, das, wie wir gesehen haben, vielfach symbolische Deutung fordert, läßt die gleiche Linie erkennen. Aufstapeln von Gegenständen, Steinchen, Muscheln u. dgl., ja, wohl auch das Aufhäufen des Sandes, scheint der Besitzfreude Ausdruck zu geben. Im Gebaren des Kindes deutet sich Verlustangst an. In den Tascheninhalten der Jungen zeigt sich die Grundlage für die spätere Sammelfreude an.

Können diese Argumente durch den Begriff des „Anerzogenseins" widerlegt werden? Wird uns nicht klar, daß sich hier eingeborene Anlagen durchzusetzen trachten. Früh schon hören wir vom Kinde die Frage „Ist dies meins?", „Gehört dies mir?". Nicht unmöglich, daß damit Gehörtes und Erfahrenes in Erscheinung treten, aber sucht sich nicht in jeder Kindergemeinschaft, auch dort, wo Alleinbesitz nicht das Gegebene ist, das Besitzenwollen verräterisch durchzusetzen?

Müssen wir nicht, tiefer erfaßt, im Besitzergreifen psychische Sicherung, Stützung des Selbstgefühls sehen? Alleinbesitz gibt ein Gefühl der Genugtuung, das Ichgefühl findet Befriedigung. Ängstliches Bewachen eines kostbaren Besitzes symbolisiert die Sicherung seiner selbst, ist, so kann man psychoanalytisch deuten, Überkompensation der Angst vor körperlichem Verlust. Sind es nicht auch gerade die Unsicheren, die im Leben eifer-

süchtig bewachen, was sie lieben, die immer vor dem Verlust zittern und ein geliebtes Wesen nur und ganz für sich haben wollen. Ist auch dies anerzogen und durch Hinleitung zum Eigenbesitz erworben? Scheint es nicht vielmehr natürliche Folge früher Erfahrungen, die zur Zeit des Ödipuskonfliktes den Verzicht zu schwer ertragen ließen? Hier treffen wir den Punkt, auf den wir bei diesen Darlegungen, die der Kindergartenfrage fern zu liegen scheinen, hinzielten: Wie entwickelt sich ein Kind, dem durch Schicksal oder künstliche Gestaltung die Schwierigkeiten der Ödipussituation ferngehalten wurden, das an Stelle der engen Eltern-Kind-Bindung von Anbeginn an vorherrschend Gemeinschaftserziehung kennen lernte? Verringern sich hier vielleicht neurotische Entwicklungen oder werden sie gerade durch diese Lebensgestaltung vermehrt? Wir wissen hierüber noch wenig und müssen erst psychoanalytische Beobachtungen in Waisenhäusern und anderen die Familienerziehung ersetzenden Einrichtungen abwarten, ehe wir zu einer bestimmten Stellungnahme gelangen können. Aber ich denke so: Wo die natürliche Gefühlsbindung an die Eltern — und weiterhin speziell an einen Elternteil — zerstört oder vor der Entfaltung unmöglich gemacht wird, dort werden Ersatzpersonen gewählt werden, die an Elternstelle treten. Eine übertragene Ödipussituation wird sich auch hier entwickeln, Eifersucht auch hier wirksam sein. Aber durch die Ungefestigtheit der Beziehungen, durch Mehrheit und Wechsel der Liebesobjekte, durch das in der Gemeinschaftserziehung vermehrte Teilenmüssen, durch die schwerer zu übersehende Anzahl der Ersatzgeschwister, durch all dies entsteht Konfliktsstoff statt Erleichterung. Dem jungen Kinde wird hier ein Zuviel an Verzichtleistung abverlangt, und Enttäuschungen werden vermehrt zur Auswirkung kommen. Angst vor Verlust, bei jedem durch Eigenerleben mehr oder weniger stark in Erscheinung tretend, kann bei diesen Kindern überwertig werden. Anbahnung der Beziehungen von Mensch zu Mensch scheint so gerade durch zu frühe und die Familie ausschaltende Gemeinschaftserziehung erschwert. Das Unterbinden stärkster Gefühlsfestigungen, wie sie sich nur im engen Kreise entfalten können, dürfte so wohl der Entwicklung eines starken Gemeinschaftsgefühls nicht günstig sein.

Schwerlich wird das frühe Eingliedern in eine vergrößerte Struktur dem Trachten nach Besitz und Macht entgegenwirken. Wir haben es gesehen, daß Habenwollen und Besitzergreifen dem jungen Kinde von Natur eigen zu sein scheinen. Nun ist zu bedenken, wie zwingend in der Masse das Sichdurchsetzenmüssen für das Kind zur Aufgabe wird. Kindern, denen ausgeprägte Persönlichkeitskräfte fehlen und solchen, die unter Hemmungen leiden und die vielleicht aus den erwähnten Übertragungsschwierigkeiten Schaden zogen, für sie alle wird der Kampf um das Geltenkönnen verdoppelt. Da wir verstärkten Eigentumstrieb als Hintergrund unbewußter Sicherungstendenzen erkennen lernten, zweifeln wir nicht, daß die Aufhebung des Eigenbesitzes, wie sie manchen bei der Gemeinschaftserziehung

als gegeben erscheint, zu einem besonderen Streben nach Übermacht und Besitz führen kann. Wo im frühen Kinderleben das eigene Haben zu kurz kommt, wird Boden für intensives Habenwollen geschaffen.

Wer jüngere Kinder beobachtet, wird das beziehungsreiche Verhältnis zum persönlichen Besitz nicht übersehen können. Anders das Spiel mit eigener Puppe, anders das immer wieder hervorgenommene eigene Bilderbuch. Eigenes Spielzeug ist Teil von uns selbst. Nicht jedes Spielzeug natürlich, doch aber das, dem unsere tiefsten Phantasien galten. Unser Erleben, unsere Entwicklung wird dem toten Material eingehaucht. Wie eng verknüpft sich die Seele und wahrscheinlich auch das Körpergefühl des Kindes mit einem Spielzeugtier, das ihm jahrelang Begleiter, vielleicht sogar Bettgenosse ist. Welch Unrecht am Kinde, wenn man ihm solche Nähe, solch Zu-ihm-gehören nimmt. Gemeinschaftsbesitz, wie fern ist dies von dem, was dem kleinen Kinde Notwendigkeit und Wunscherfüllung ist. Engste Bindung, wie wir gesehen haben, und engster Ortsbezirk sei Beginn. Kein Leben im vergrößerten Kreise kann das Zurechtfinden mit dem nahen Du ersetzen. Die Menge der Genossen und Führer wird bei der Gemeinschaftserziehung so manchem Kinde ein erdrückendes Alleinsein in der Masse auferlegen. So treten wir für ein allmähliches Hineinwachsen in die größere Gemeinschaft ein, so wie es der nicht zu große Halbtagskindergarten dem Kinde ermöglicht. Zu früher Kindergartenaufenthalt als ganztägiges Muß dürfte aber selbst bei einer dem Ideal nahe kommenden Gestaltung vielfach Gefährdung bedeuten.

# Es ist nicht leicht, ein Schwesterchen zu haben

## Von Karl Pipal, Reichenau

Trude ist $5^1/_4$ Jahre alt. Sie ist Papas Freude, Großpapas Augenstern und ganz selbstverständlich Mamas Herzblatt. So lebt sie denn im Paradies, im Paradies der elterlichen Liebe, der allgemeinen Beachtung und Wertschätzung. Sie ist so glücklich und erfreut jedermann durch ungemein heiteres Wesen, glänzende Einfälle und gesittetes Benehmen. Freilich hatte Trude früher auch „Unarten", aber die Zeit, wo sie es liebte, sich in unbewachten Augenblicken mit den eigenen Fäkalien zu beschmieren, ist gottlob schon lange, wenn auch nicht schon längst, vorbei. Leicht war die Erziehung zur Reinlichkeit wohl nicht, aber Mama hat sich schließlich mit ihren Forderungen doch durchgesetzt.

Trude ist $5^1/_2$ Jahre alt. Schwere Gewitterwolken türmen sich drohend auf. Mama

näht und stichelt an allerliebsten Puppenkleidern. Gott, wie lieb! Aber Mama läßt auch durchblicken, daß dies alles für ein Schwesterl oder ein Brüderlein bestimmt ist, das bald kommen wird. Also keine Puppenkleider! Oder vielleicht doch? Kleider für eine lebende Puppe! Und im Hause ergibt sich gar oft Gelegenheit, Wörter aufzufangen, die von den Freundinnen der Mama achtlos in Gegenwart der kleinen Trude gesprochen werden und darin gipfeln, daß Papa so glücklich über einen Buben wäre. „Trude, willst du ein Brüderlein? „Was? ein Brüderlein? „Trude weiß, was das bedeutet und beginnt fürchterlich zu weinen.[1] Ein Brüderlein, ein Brüderlein, das ein „Kinkerl" mitbringt, so ein Kinkerl, wie es der Fritzi hat und das sich Trude immer schon kaufen wollte! Nein, das kann ja nicht sein und oft und oft erklärt sie ganz energisch, kein Brüderlein zu wollen. Wo soll es auch herkommen, wer soll es denn bringen? Muß es denn überhaupt so sein? Ein furchtbares Ahnen erfaßt Trude. Mama ißt jetzt so viel, Mama wird so dick, da muß man fragen: „Mama, was ist denn in deinem Bauch, der wird ja immer größer?" Es stimmt etwas nicht!

Trude ist $5^{3}/_{4}$ Jahre alt. Ein braves Kind, das sich ins Unvermeidliche geschickt hat und sich jetzt sogar ein „Schwesterl wünscht." Und es wird ein Schwesterl werden, Mama selbst hat mit einem Herrn gewettet, daß es ein Mäderl wird. Ein Mäderl also, das kein Kinkerl, sondern ein „Sandhauferl mit einem Rinnerl" haben wird. Nun das ist dann nicht so schlimm und bald wird der Tag kommen, an dem Mama nach Wien fährt, um das Schwesterl zu holen. Trude darf sogar mitfahren, freilich nur bis nach N., darf aber bei der Großmama bleiben, das ist so lustig! Viele Spielsachen, Spaziergänge mit Großmama und Großpapa und so schöne Geschichten! — Wie schnell die Zeit vergeht! Bald ist der Zug in N., Trude nimmt Abschied von Mama und sagt: „Bitte Mama, bring mir ein Schwesterl!" „Und wenn es ein Brüderlein sein sollte?" neckt Mama. „Dann mußt du noch einmal nach Wien fahren und drei Schwesterln holen, aber nicht gleich, bis ich in die Schule gehe!"

Mama ist zurückgekehrt und hat wirklich ein Schwesterl gebracht, sie sagt es wenigstens. Die gute Mama! Zärtlich begrüßt Trude, nicht das Schwesterl, die Mama, dann aber stellt sie sofort fest: „Mama, der Bauch ist weg!" Da nimmt Papa sein „großes" Töchterchen auf die Seite und erzählt ihm vom kleinen Schwesterlein, wie es da drinnen im Bauche der Mutter geschlafen habe usw. Trude ist ganz Ohr, dann aber überrascht sie Papa: „Ja, ich habe schon gewußt, daß nicht der Storch die Kinder bringt, daß es aber da drinnen war, hab ich nicht gewußt. Wie ist es aber herausgekommen?" „Der Herr Doktor hat es herausgenommen." „Hat er den Bauch aufgeschnitten?" „Ja!" Trude gibt sich zufrieden und zeigt sich ordentlich stolz aufs Schwesterl. Wenn Mama sagt: „Mein Mausi!" widerspricht sie sofort und meint: „Nein, mir gehört sie, ich hab sie wollen!" Jetzt kommen viele Besuche und Trude wird nicht müde, allen die einzelnen Körperteile des Schwesterls zu beschreiben, zu zeigen und bewundernd zu loben. Sie hat es wollen, fast sieht es so aus, als würde sie sich Mama an Verdienst überlegen fühlen, sicher aber ist, daß der Weg zum Schwesterl nur über sie führt. Nie läßt sie Gerti aus den Augen und es ist wahrhaftig ein Schwesterl, beim Baden hat sich Trude davon überzeugt; es ist kein Kinkerl da und selbst das Sandhauferl mit dem Rinnerl ist so klein, daß Trude mit Genugtuung und Stolz feststellen kann: „Mama, dem Schwesterl fehlt was, ich schau da unten ganz anders aus!" So ein Schwesterl lob ich mir!

---

1) Siehe Pipal, „Beiträge zur kindlichen Schaulust", Zeitschrift für psa. Päd. III/2/3, 1928.

Großpapa kommt auf Besuch und bringt zwei Sparkassenbücher mit. In jedem ist der gleiche Betrag, um nur ja keine Ungerechtigkeit zu begehen, und eines wird Trude überreicht. Aber Großpapa hat die Rechnung ohne Wirt gemacht, denn kaum ist er fort, so meint Trude: „Wenn die Gerti nicht wär, hätte ich jetzt noch einmal so viel!“ Warum hat auch Großpapa den Größenunterschied nicht berücksichtigt? Muß denn so ein kleines, zappelndes Lebewesen ebenso viel bekommen wie ein großes, vernünftiges Mäderl? Ja, dem großen, vernünftigen Mäderl gehen gar bald die Augen auf, ihm wird bewußt, welch klägliche Rolle es im Vergleich zu Gerti spielt. All die Leute, die da kommen und gehen, achten kaum der Vorträge, die Trude vom Stapel läßt, so sehr sind sie begeistert vom Anblick der kleinen Gerti. Wie schön war doch alles ohne Gerti! Wie schön wäre es, wenn man Gerti fortschicken könnte! Vielleicht gibt es doch noch einen Ausweg, vielleicht nützt folgender Vorschlag: „Du Mama, warum läßt du sie nicht bei der Großmutter trinken, die hat ja eine viel größere Brust?“ Die Großmama wohnt freilich in N., man müßte eben das Schwesterl hinschicken. Gerti hätte es aber dort so gut — die viel größere Brust! Trude verrät nun in ihrem ganzen Wesen recht wenig von der „ursprünglichen für so echt gehaltenen Glückseligkeit.“ Zur Großmama mit der Gerti! Dort kann sie schreien nach Herzenslust. Ja, das ewige Gebrüll und besonders die nächtlichen Ruhestörungen bringen Trude außer Rand und Band. „Schwesterl, sei doch ruhig, ich kann ja nicht schlafen!“ — aber Gerti ist rücksichtslos. „Papa, ich zieh' aus, daß Ruh ist in der Hütten!“ Gerti und Trudi, das ist zu viel für die Hütte, aber das Auswandern ist halt eine furchtbar schwere Sache und wie zum Hohne brüllt Gerti rücksichtslos weiter. Da kommt es noch ärger: „Papa, pack den Korb und schmeiss sie hinaus!“ Und Papa, den Gerti auch schon nervös und gereizt gemacht hat, packt — den Stock und schlägt Trude zum erstenmal. Nicht fest zwar, Papa hat ja ein gutes Herz, aber so etwas tut ein Papa, so etwas tut mein Papa? Kann Trude so etwas vergessen? Schläge und noch dazu wegen nichts und wieder nichts! „Wozu haben wir sie, wenn ich Schläge bekomme? Gib sie zur Großmama, oder ich zieh aus, daß Ruh in der Hütten ist!“ Papa aber ist wirklich bös, er herrscht Trude an und Trude klagt nur: „Darf ich denn gar nichts sagen?“ Recht ungemütlich wird es in der Hütte! Trude ist sechs Jahre alt. Sie ist Schülerin geworden und zwar eine Schülerin, die mit Feuereifer bei den Schulsachen sitzt und Ruhe braucht. Gerti geht ihr mit dem ewigen Geschrei auf die Nerven. Mama ist so merkwürdig, so kalt, und auch Trude ist so merkwürdig, Mama beklagt sich heftig über das unfolgsame, störrische Kind. Auch Papa hat keinen Einfluß mehr, ein neuer Stern ist aufgegangen, der alles weit überstrahlt — der Lehrer. Wohl ist Papa Schuldirektor, aber er versteht noch lange nicht alles so genau wie der Klassenlehrer, der so schöne Geschichten erzählt und mit Lob und Anerkennung nicht geizt. Ja, in der Schule, da ist Trude noch was wert. Bringt nur einmal Gerti herein und ihr werdet sehen, was ihr an ihr habt und ihr werdet dann auch sehen, was ihr im Begriffe seid zu verlieren! Grenzenlos ist der Fleiß des „Stiefkindes“, das in der Schule einen Ersatz gefunden hat. „Warum ist am Nachmittag nicht auch Schule?“ Leicht könnte Trude auf den Spaziergang und auf das Spielen im Park verzichten, denn wenn man im besten Spielen ist, heißt es ja ohnehin; „Wir müssen jetzt heimgehen, Gerti muß ihr „Trinkerl“ bekommen!“ Was kümmert dies Trude? Hat sie nicht recht, wenn sie sich mit geballten Fäusten vors Wagerl stellt und mit zornbebender Stimme hervorstößt: „Du Freßsack!“

Trude ist 6½ Jahre alt, kann spielend lesen und schreiben, aber ihre Schlimm-

heit scheint den Höhepunkt erreicht zu haben. Mama ist trostlos, Papa ist ratlos. Man hat es mit Güte, dann mit konsequenter Strenge versucht und damit nichts, aber schon gar nichts erreicht. Eine grenzenlose Unfolgsamkeit, ein unbeugsamer Trotz und eine blinde Wut gegen das „so herzige" Schwesterl machen die Eltern ganz verzagt. Trude macht der Mama Auftritte, schlägt beim Zahnarzt einen derartigen Wirbel, daß sich Mama genieren muß. Daheim schimpft sie wie ein Rohrspatz, ergeht sich in langen Schmähreden, besonders dann, wenn sie aufs Schwesterl aufpassen muß. „Du Fratz, jetzt habe ich keinen freien Tag mehr!" — „Zu diesem Kasperl soll ich mich hinstellen?" — „Du Bankert!" — und so geht es weiter. Dabei tauchen Schimpfwörter auf, die Trude daheim nie gehört hat. Alles wird willig aufgegriffen und die Gasse bietet auch bei uns Material genug. Mama steht vor einem Rätsel: „So sehnsüchtig hat sie sich das Schwesterl gewünscht und jetzt ist sie so garstig!" Sehnsüchtig gewünscht? Nein und tausendmal nein! Man hat sie vorbereitet, hat falsche Tatsachen vorgespiegelt, hat den Anschein erweckt, als würde so ein Schwesterl etwas ungemein Herziges sein, als würde es sich um ein Spielzeug, eine lebende Puppe handeln. Die Realität aber hat gezeigt, daß es nicht leicht ist, ein Schwesterl zu haben.

Trude ist $6^3/_4$ Jahre alt und nun heißt es nicht nur: „Paß auf die Gerti auf!" Mama befiehlt sogar: „Spiel mit der Gerti!" Spielen! Mit allen Mitteln sucht Trude dem Zwange zu entgehen und wenn alle Stricke reißen, trachtet sie wenigstens, sich die Sache recht angenehm zu machen. Sie ladet die Kinder der ganzen Umgebung zu sich in den Schulgarten, darunter auch solche, die gar nicht viel größer sind als das Schwesterl und entwickelt sich als glänzende Gesellschafterin und hilfbereites Kinderfräulein, nur das arme Schwesterl bleibt unbeachtet im Wagerl sitzen. Was liegt auch daran? Mama wird ja Gerti dafür entschädigen, wird das Mausi an sich pressen und dann wird Trude unbeachtet dabeistehen, wird zuschauen dürfen. „So komm zu deinem Schwesterl!" meint ein kleiner Frosch. „Aber laß den Bankert!" „Ich nehm sie mir mit!" „Aber nimm sie dir nur, du wirst sie bald wieder zurückbringen!" „Fremden Kindern kann sie schön tun", meint Mama verärgert und bedenkt nicht, daß Trude in fremden Kindern eben keine „Diebe" sieht. Der Riß zwischen Mama und Trude wird immer ärger. Mama versucht es wieder mit Güte, Trude bleibt unversöhnlich und bringt es so weit, daß Mama nun allein mit Gerti spazieren fährt. Freie Tage hat Trude jetzt wohl auch nicht, dafür aber ein paar freie, ungestörte Stunden. Kehrt Mama zurück, so geht es aus einem andern Ton: „Trude!" Mausi wird sorgfältig aus dem Wagen gehoben, geküßt und dann geht das Kommando weiter: „Nimm den Polster, schnall die Tasche ab! Auf die Decke vergißt du wieder! Schnell!" Schnell will Trude die Stiege hinauflaufen, ein schlechter Tritt, sie stolpert und fällt. „Was gibt's? Gelt, beim Spielen kannst du aufpassen!" Ein leichter Backenstreich begleitet und verstärkt die Vorwürfe. Gerti aber lacht und freut sich aufs Trinkerl.

Trude unternimmt einen neuen Vorstoß. Sie will sich nicht mehr waschen, wenigstens nicht selbst und gibt als Grund an: „Es ist schad' ums Wasser!" So steht sie einmal vor der Waschschüssel, betrachtet die eben gewaschenen Hände, ruft „Mama!" fährt mit der hohlen Hand ins Schmutzwasser, schöpft und trinkt. Dazu ein schadenfrohes, helles Lachen. Ja, glücklicher war Trude in der Zeit des Kotschmierens, aber nun ist es doch schon ein bißchen zu spät, auf diese Stufe zurückzukehren und als der Herr Lehrer zufällig erwähnt, daß er nur reine Kinder liebe, wird endgültig abgeblasen.

Trude ist 7 Jahre alt und die beste Schülerin. Mama läßt sie links liegen, an Papa aber ist der Anschluß wieder gelungen. Jeden Nachmittag weilt sie stundenlang in seiner Kanzlei und beide arbeiten. Mama hat sich damit abgefunden, Trude als „schwererziehbar, als ein Kind mit eigenem Kopf" zu betrachten und da der Berg nicht zu Mohammed kommt, so will Mama nochmals versuchen, zur Trude zu gehen: So hat sich Trude letzthin durchgesetzt und ist mit Mama allein nach N. gefahren. Allein — ohne Gerti! Fast hätte aber Großpapa alles verdorben, denn sein erstes Wort war: „Das Putzi habt ihr nicht mitgenommen?" Ein ellenlanges Gesicht antwortete ihm: „Daß ihr was geschieht!" Bahnfahren ist ja gefährlich für kleine Kinder!

Mit großer Vorsicht mag es vielleicht gelingen, an der Klippe „Schwesterl" vorbeizukommen, aber man kann dieses „vielleicht" nicht genug betonen, denn auf diese Weise sind schon Feindschaften fürs ganze Leben entstanden, da die „Atmosphäre meist durch Neid, Mißtrauen und Herzenskälte vergiftet bleibt." Das jüngere Schwesterl ist ja nicht wehrlos, es versteht gar bald, die günstigere Stellung bei Mama auszunützen und schafft so stets neue Konflikte. Um nur zwei Beispiele anzuführen: Die 15jährige Gerda, die Tochter eines Arztes, ist ein ungemein nettes, williges Kind, konnte sich aber nie mit der um 13 Jahre älteren Schwester verstehen. Sie gab ihr manche Nuß zu knacken, fühlte sich aber stets im vollsten Recht: „Sie hat mich nie mögen, hat mich immer geschlagen. Aber jetzt ist sie schon gestorben, Gott sei Dank!"

Ja, es ist eben auch für „Kleinchen" nicht so leicht, ein Schwesterl zu haben das um „viele" Jahre älter ist, davon ist auch die 9jährige Rosa überzeugt, die so gern reich sein möchte: „So muß ich mit meiner Schwester (15 J.) in einem Zimmer schlafen, aber wenn ich reich wäre, brauchte ich mit meiner Schwester nicht in einem Zimmer schlafen. Ich stelle mir dann das Leben so schön vor."

Kehren wir aber zum „älteren" Kind zurück! Eine interessante Mitteilung bringt das Aprilheft des Jahres 1927 der Zeitschrift „Die Frau und Mutter": Mein erstes Leid. Ich war damals gerade $3^1/_2$ Jahre und lebte mit meinem etwas über ein Jahr älteren Brüderchen im sonnigsten Kinderparadies. Eines Tages — wie genau erinnere ich mich noch der Stunde — saßen wir mit Vater auf dem Balkon. „Kinder", sagte er, „Ihr werdet noch ein Geschwisterchen bekommen." Wie wir jubelten! (?) „Was wird es denn sein?" begehrte mein Brüderchen zu wissen. „Ein Junge, natürlich ein Junge," bekannte Vater seinen Herzenswunsch, „zwei Mäderln könnt ich wirklich nicht gebrauchen." „Wenn es aber nun doch ein Mäderl wäre", wagte ich zaghaft einzuwerfen (!). Der Einwurf mochte Vater geärgert haben. „Dann gebe ich dich dem Rasierer mit", sagte er scherzhaft, „zwei Mäderln kann ich wirklich nicht gebrauchen." Hütet euch vor ähnlichen Scherzen! Das Kind nimmt die Aussprüche der Eltern mit dem größten, selbstverständlichen Ernste auf. Den „Rasierer" fürchtete ich, wie andere Kinder Teufel, Hexen und Rauchfangkehrer. Zweimal in der Woche kam er ins Haus, rasierte den Vater und ab und zu schnitt er auch unsere dunkelblonden Locken zurecht. Einmal würde ich mit ihm gehen müssen. Im Geiste nahm ich hundertmal Abschied von meinem Gitterbettchen, vom Schutzengelbildchen, Schränkchen und Spielsachen. Als einige Tage vergingen, ohne daß sich etwas ereignete, wurde ich allgemach ruhiger. Vielleicht kam Baby überhaupt nicht. — Ein sonniger Herbstnachmittag, wir waren mit Fräulein im Garten, der außerhalb der Stadt gelegen war und spielten mit Kastanien. Es war schön und das Kinderherzchen hatte seine Sorgen vollkommen vergessen. Plötzlich stand eine Tante in der Gartentür. „Kinderchen", rief sie, „eben ist das Kleine angekommen!" Ich stand wie gelähmt, wenn mir das Haus über den Kopf zusammengefallen wäre, ich hätte nicht dümmer dreinschauen können. „Was —

was ist es denn", würgte ich endlich hervor. „Ein süßes kleines Mäderl!" schwärmte die Tante. Kein Mensch konnte sich erklären, warum ich plötzlich in fassungsloses Geheul ausbrach. Und ich sagte nichts. Vielleicht fürchtete ich, den Vater an sein Vorhaben zu erinnern. Am Heimweg hüpfte Bubi an Tantens Hand und stellte hunderterlei Fragen. Ich trollte hinterdrein, und es wäre unmöglich, zu schildern, wie es in dem armen gequälten und verängstigten Kinderherzchen aussah. Dann standen wir im Zimmer. Ich sah die Großeltern, Muttis bleiches Gesicht auf dem Kissen und das rosig verhangene Körbchen wie durch einen Nebel. Es war also wahr. Erschütternder wurde das Schluchzen, reichlicher flossen die Tränen. „Willst du es dir denn nicht anschauen?" „Nein", sagte ich in trotziger Verzweiflung. „Dann geh hinaus, geh, du böses, garstiges Kind", sagte die Großmutter und die Tante setzte hinzu: „Die Mama darf sich über deine Schlechtigkeit nicht aufregen." Ich lag in meinem Bettchen und stellte fest, daß mich nun niemand mehr leiden mochte. Ich kroch wochenlang, wenn der Rasierer kam, in den hintersten Winkel des Holzschuppens, dort hockte ich, das Herz pochte mir zum Zerspringen und wagte mich erst hervor, wenn ich sicher war, daß der Gefürchtete schon längst das Haus verlassen haben mußte. Schlimmer aber als alles war das eine: Zwischen mir und der jüngeren Schwester blieb Jahre hindurch die Atmosphäre vergiftet durch Neid, Mißtrauen und Herzenskälte. Denn natürlich erfuhr sie von der Verwandtschaft von meinem ganz unerhörten Benehmen bei ihrer Geburt, das allgemein als Zeichen meines „schlechten, verdorbenen Charakters" gedeutet wurde.

Die genannte Zeitschrift hatte ihren Leserinnen die Rundfrage „Welches Jugenderlebnis ist Ihnen am lebhaftesten in Erinnerung" vorgelegt und eine „Mutter" benützte die Gelegenheit, um uns Dinge zu sagen, die man nie vergessen kann. Ja, es ist nicht leicht, ein Geschwisterchen zu bekommen, noch dazu, wenn sich Eltern recht unpassende Scherze erlauben. Der Rasierer, der ab und zu die dunkelblonden Locken schneidet, ist eine verhängnisvolle Figur im „friedvollsten Kinderparadies." Ihn fürchten Buben und Mäderln, die Buben, weil er ihnen das „Kinkerl" abschneiden könnte, die Mäderln, weil sie durch ihn bereits um das Kinkerl gekommen sind. Unser Mädchen hat noch dazu Grund genug, den Rasierer zu fürchten, denn er war ihm nie gewogen. Den älteren Bruder hat der Rasierer verschont, der durfte das Kinkerl behalten, sein ganzer Zorn lastete nur auf ihr. Ohnehin nur mehr ein „Sandhäuferl mit einem Rinnerl" zu besitzen und nochmals mitgehen müssen, das ist zu viel. „Hütet euch vor ähnlichen Scherzen!"

Zum Abschluß nur noch ein Beispiel gelungener Umwandlung einer Abneigung in — „Affenliebe": Maxi, 12 Jahre, und Ida, 15 Jahre, dürfen nun allein den weiten Weg nach Schönbrunn gehen. Als sie einmal heimkommen, werden sie von einer fremden Frau begrüßt, die ihnen ein Schwesterl überreicht. Bald darauf halten sie eine Besprechung ab und sind in der Ablehnung des Ankömmlings einig. Maxi, der Realschüler, meint: „Wenn es wenigstens ein Bruder wäre! Er könnte mit mir Fußball spielen, könnte mir wenigstens einschießen." Wie sich der kleine Maxi die Sache vorstellte! Freilich steckte er damals ganz im Fußballfieber, stand bei Wettkämpfen immer hinter dem Goal und mußte alle Bewegungen des Torwächters mitmachen, als aber ein erwachsener Zuschauer meinte: „Schauts euch den Teppen an, wie der mithupft!" war er in seiner Ehre tief gekränkt und zog sich vom „öffentlichen Fußballeben zurück." Wir können also verstehen, daß ihm ein Familiengenosse zum „Goalschießen" recht erwünscht wäre, finden aber dennoch das vollkommene Übersehen der realen Situation bei einem 12jährigen Realschüler „erstaunlich naiv." Ida dachte

praktischer, ihr war bange um die freie Zeit. — Aber das Schwesterl wurde bald, gar bald zum Abgott. Maxi und Ida konnte sich nicht genug tun im Darbringen von Liebesbeweisen, schleckten den Löffel ab, mit dem Kleinchen geatzt worden war, lagen gern auf seinem Kopfpolster und Ida küsste den ganzen Körper — und beide liebten alle Dinge, die nach dem Liebling „rochen." „Jetzt werde ich immer aufpassen müssen", hatte Ida einst geklagt, sie empfand dies aber nie mehr als Last, im Gegenteil, aus einer ablehnenden Schwester ist eine zweite, die eigentliche Mutter entstanden, die heute noch, als 33jähriges Fräulein, die ganze Liebe auf die fast 18jährige „Kleine" konzentriert und der man nur zum Vorwurf machen kann, daß sie sich stets bemühte, die Rolle einer erfahrenen, aber unmodernen Mutter zu spielen und so den Wandel zur wahren Schwester und Freundin, der man alles sagen kann, versäumt hat.

Es handelt sich in den drei angeführten Fällen um relativ günstige Situationen; der Ankömmling ist sexuell gleichwertig, beziehungsweise minderwertig, nirgends aber überwertig. Trude stellt den Typus des „entthronten" Kindes dar. Fast sechs Jahre hindurch war sie das „Herzbinkerl", hatte alle Vorteile der „Einzigkeit" genossen und dann kam der schicksalsschwere Schlag. Freilich ging auch ihr der „Wunsch" in Erfüllung, sie konnte sogar feststellen, daß Gerti da unten noch „trauriger" aussieht und so ihr Selbstbewußtsein stärken, aber den so freudig bemerkten Mangel behob Mama dadurch, daß sie dem Ankömmling ihre ganze Liebe zuwandte und es Trude unmöglich machte, über das Schwesterl hinwegzukommen. Haß dem Schwesterl, Verachtung der Mama, die ja an allem schuld ist! Der Papa wird ja auch irgendwie schuldig sein, aber der gute Papa hat soviel zu tun, sitzt den ganzen Tag über in der Kanzlei und wenn er spät abends nach Hause kommt, ist er „müde und abgespannt" — und hat jetzt auch niemand, der sich um ihn kümmert. Mama beschäftigt sich ja immer mit der Gerti! Da kann Trude eingreifen. Mama liebt Gerti und Trude liebt den Papa, der ja schließlich ein „doppeltes Stiefkind" ist, Mama vernachlässigt ihn und das Schicksal, das ihm nur ein Mädchen gewährte, setzte ihm auch hart zu. Recht viel Liebe braucht Papa, er ist für Liebesbeweise sehr empfindlich und kommt so unbewußt den Annäherungsversuchen seines großen Töchterchens auf halbem Wege entgegen. So sitzen sie denn beide stundenlang in der Kanzlei, arbeiten und plaudern. Nein, so ganz verlassen ist das große Mädchen in einem solchen Falle doch noch nicht, es gilt etwas in der Schule, wenn es in ihr „ein Mittel sieht", über schwere Stunden hinwegzukommen, und gilt etwas bei Papa, der ja auch so unglücklich ist und nur „gute Miene zum bösen Spiel macht".

Zu Tode betrübt ist unsere „Rasiererfeindin". Auch sie wagte, zaghaft zu bemerken: „Wenn es aber doch ein Mäderl wäre!" und bekannte so ihren Herzenswunsch. Bei der Mitteilung „Ein süßes kleines Mäderl!" hätte sie erleichtert aufatmen können, wenn Papa geschickter gewesen wäre. Sie, die Kinkerllose, die Enterbte des Glückes, hätte in einem Schwesterl eine Leidensgefährtin erblicken können und geteiltes Leid wäre halbes Leid gewesen, wenn sich Papa nicht auf einen Kinkerlbuben kapriziert und mit so furchtbaren Folgen beim Eintreffen eines kinkerllosen Mäderls gedroht hätte. „Nie hat Papa geahnt, was er in dieser Stunde für Unheil angerichtet hat." Zwei Mäderln konnte er wirklich nicht gebrauchen und er sollte recht behalten, denn eines ging ihm sicherlich verloren, es löste sich von der ganzen Familie und wurde ein „böses garstiges Kind, ein schlechter, verdorbener Charakter!" Und Bubi? Wir erfahren nicht viel über ihn, aber Bubi wird wohl auch nicht so gejubelt haben, als Papa seinen Herzenswunsch bekannte. Vergessen wir aber nicht, ein Bub ist in dieser

Hinsicht von Natur aus weit besser daran, denn mehr als ein Kinkerl kann der Ankömmling wohl auch nicht haben! „Ein süßes kleines Mäderl!“ wird aber immerhin auch seinen Ohren recht angenehme Musik gewesen sein und der auf dem Heimweg hüpfende Junge, der hunderterlei Fragen stellt, gefällt uns schon besser, denn seine Freude ist uns leicht verständlich, er kann sich leicht zurechtfinden, ihn erwartet daheim — nur ein kinkerlloses Mäderl!

Maxi, der „Fußballnarr“, mag uns für den Augenblick mit seiner Äußerung ein Rätsel bleiben, aber einen Strich durch unsere Rechnung macht er uns doch auch nicht, denn zwölf Jahre hindurch war er unumschränkter Beherrscher der Familie, dessen Krankheiten Vater, Mutter und auch die „Große“ stets in Atem hielten und nun mußte er so plötzlich demissionieren und noch dazu auf so schmähliche Art und Weise, ein kinkerlloses Mädchen verdrängte ihn! Einem Bruder, der ihm womöglich gleich am ersten Tage recht kräftig den Ball ins Goal geschossen hätte, hätte er williger den Platz geräumt, um ihm treue „Fußballfolge“ zu leisten, aber vor einem Mädchen die Waffen strecken! Das ist hart, aber es gibt noch einen Ausweg: Man nimmt das Mädchen nicht als gewöhnliches, kinkerlloses Wesen, sondern als ein vom Himmel geschicktes Engelein und betet an und . . .

Die schon einmal vor vielen Jahren entthronte Große, die 15jährige Ida, ist in Gefahr, noch weiter in den Hintergrund gerückt zu werden, wenn sie „Manderln“ macht. Sie erfaßt ihre Lage und findet im Baby ein hilfsloses Mädchen, eine lebende Puppe, die man hegen und erziehen kann, und die Möglichkeit, Mutter zu sein. Es wurde schon berichtet, daß sie diese Rolle beibehalten hat, sie ist heute noch eine fürsorgliche Mutter, die ihrem Kinde jeden Wunsch erfüllt, es verwöhnt, — sie ist aber auch eine „unmoderne“ Mutter, von der der Liebling in „Schicksalsfragen“ nichts zu erwarten hatte und hat. Es ergeht dem Liebling in dieser Hinsicht ebenso, wie es Ida ergangen ist, dies aber ist umso bedauerlicher, da Ida recht gut weiß, was sich gehört hätte. Armer Liebling! Ida wurde Mutter, das heißt, sie ging hin und stahl der wirklichen Mutter das Kind. Arme Mutter!

Ida und Maxi liebten „Kleinchen“ so sehr, daß sich die Eltern um gar nichts zu kümmern brauchten, sie waren vollkommen kaltgestellt. Arme Eltern! In der Familie war eine zweite Familie entstanden mit Vater-Mutter und Kind. — „Fluch dir, du blutschänderisches Paar!“ — Nicht doch, es handelt sich ja um unbewußte Vorgänge, deren Darlegung nur zeigen will, wie es unter dem so schönen Mäntelchen eines „Idealfalles“, einer seltenen Ausnahme aussehen kann.

Wir aber bleiben dabei: Kinder haben es nicht leicht, wenn sie ein Geschwisterchen bekommen und nur selten verstehen es die Eltern, ihnen in diesem Kampfe, dessen Schwere mit der Größe der Zwischenzeit in der Aufeinanderfolge wächst beizustehen.

# Aus der heilpädagogischen Anstaltspraxis

Von Hans Kalischer, Nordhausen

*Die ersten zwei Abschnitte dieser Serie — I) Jugendliche Verbrecher, II) Phantasien eines angsthysterischen Knaben — erschienen im vorigen Heft.*

## III

## Erziehungshilfe bei drohender Schizophrenie

Vor uns steht ein kleiner etwa neunjähriger Junge. Still verträumt, zaghaft, in allen Bewegungen vorsichtig und abgemessen. Er ist ganz in sich verborgen, lebt in einer anderen, uns unzugänglichen Phantasiewelt. Mit den übrigen Kindern der Gruppe hat er nur oberflächlich Fühlung, sondert sich meistens ab, um wie aus dem Schlaf heraus unzusammenhängende, träumerische Worte vor sich hinzureden. Am liebsten zeichnet er kleine Bilder von Menschen, Tieren und Landschaften, die aber doch in all ihrer Winzigkeit eine lebendige Ausdruckskraft besitzen. Auch seine zierlich verschnörkelten Schriftzeichen sind häufig liliputanerhaft, als wollten sie sich vor der Welt unsichtbar machen. Gern erzählt er sich Märchen, die er stunden-, ja tagelang fortsetzen und unermüdlich abändern kann.

Heinz ist das Kind einer Schifferswitwe. Der Vater ist vor drei Jahren auf einem Fischdampfer verschollen. H. kommt wegen seiner immer größeren Abseitigkeit von der Hilfsschule zu uns. Die ihm mitgegebenen Berichte und psychiatrischen Zeugnisse lauten wenig zuversichtlich. Die erbliche Belastung durch die Familie väterlicherseits wird hervorgehoben. Eine Schwester des Vaters ist schwermütig geworden, das Kind einer anderen Schwester verübte Selbstmord. Heinz selbst wird als „introvertierter schizoider Junge" bezeichnet, der einer jahrelangen Beeinflußung bedarf. Ein anderer Gutachter sieht in ihm einen „debilen Psychopathen". Soweit ich das beurteilen kann, und auch der Leiter der Anstalt annimmt, ist zweifellos die Anlage zur schizophrenen Geistesstörung vorhanden, was in der großen Ungleichmäßigkeit seiner intellektuellen Leistungen und der Eigenart seines Affektlebens zum Ausdruck kommt.

Ich übernehme Heinz in Sondererziehung, nachdem seine Selbstversunkenheit auch bei uns zugenommen hat und er anknüpfend an die im Religionsunterricht gehörte Passionsgeschichte, an Kreuzigungs- und Sündenphantasien mit seinem ganzen Fühlen und Denken hängen bleibt, wobei er selbst zuweilen die Haltung des Gekreuzigten einnimmt.

Ein Kontakt ist bald hergestellt. Das Versprechen, daß er bei mir malen und erzählen darf, was er wolle, daß wir auch mal zusammen spazieren gehen würden, etc., bringt ihn schnell näher. In der ersten Stunde erzähle ich ihm von meiner Reise nach der Hafenstadt, die seine Heimat ist. Er fragt mich,

ob ich auch den Landungsplatz kenne, den er später zeichnet (obwohl ich dadurch den Ort verrate, ist es nicht unwichtig, zu wissen, daß dieser Landungsplatz den Namen „Die alte Liebe“ trägt).

Wir machen zusammen an Hand meines Atlasses eine kleine Weltreise. Heinz ist verhältnismäßig gut orientiert, hat Vorstellungen von den Unterschieden zwischen Ländern und Erdteilen, findet sich in Deutschland einigermaßen zurecht, kennt viele Städte, Flüsse, Gebirge und sucht sofort immer wieder seinen Heimatsort. Auch wenn er manchmal lange Pausen macht, ganz versunken scheint, zeigt eine Antwort oder Frage, daß die Verbindung erhalten blieb.

Ich zeige ihm Postkarten aus fremden Gegenden. Es interessiert ihn besonders, ob ich Ansichten aus Palästina hätte. Auch am Tage vorher wollte er besonders gern Palästina, Jerusalem und den Tempel sehen. Eine Bildkarte von Tiberius wird ihm vorgelegt. Er vermißt den Tempel. Besonders interessieren ihn dann Photographien von italienischen Bildwerken, vor allem die Darstellungen aus der Bibel und der Heiligengeschichte. Bei einem Kreuzigungsbild von Tintoretto verweilt er lange Zeit und fragt nach allen Einzelheiten.

Ich habe ihm Zeichensachen zurechtgelegt, Bleistifte aller Art, Zeichenheft, Buntstifte, Wasserfarben etc. Er darf zugreifen wo er will. Er entschließt sich für die Wasserfarben. Erst sucht er zögernd nach einem Objekt. Ermunterung durch mich: vielleicht aus der Heimat, von zu Hause, wovon du gestern erzählt hast. Sofort zeichnet er das Motiv: „Die alte Liebe“. Er geht immer sehr behutsam vor, wählt den kleinsten Bleistift, den dünnsten Pinsel. Seine Hantierungen sind sehr zart und versonnen, manchmal pedantisch.

Auf die Frage, ob es ihm hier gefalle, erzählt er, daß es bei seiner Mutter, am schönsten sei. Frage nach dem Vater: „Mein Vater ist einmal gestorben.“ — Langes Nachsinnen.

Ob er gern wieder malen wolle. Er nickt zustimmend. Es entsteht eine Reihe von Zeichnungen, darunter Vogelbilder, in Erinnerung an ein auch in der Anfangsstunde flüchtig durchgeblättertes Buch zum Vogelbestimmen. Heinz zeichnet u. a. einen Kreuzschnabel. Er fragt, ob das der Vogel ist, der Christus einen Nagel aus dem Kreuz gezogen hätte.

Bei der Zeichnung einer Goldammer fragt er nach den genauen Farben. Er erinnert sich daran, daß auf den Bildern im Buche immer zwei verschieden farbige Vögel zu sehen waren. Das führt zu dem verschiedenen Federkleid von Männchen und Weibchen. Heinz erkundigt sich, ob das Männchen der Vater, das Weibchen die Mutter sei. Darauf erzähle ich ihm von dem Liebes-, Nist- und Brutleben der Vögel.

Nach der Zeichnung einer Biene will er dann wissen, ob die Biene auch aus der Sonnenblume den Honig holt, und ob die Blumen es gern hätten, wenn die Bienen zu ihnen kämen.

Ich gebe Heinz eine einfache Darstellung der Aufgabe, die die Insekten bei der Bestäubung haben.

Wenn man eine Biene tötet, ob dann die Kinder der Biene auch sterben? Diese Frage hat in einem späteren Zusammenhang noch ihre besondere Bedeutung.

Auf einem Bilde sind zwei Engel dargestellt, die ein Kind zwischen sich halten. Rechts davon steht eine Heiligenfigur mit predigend erhobener Hand und einem Bibelbuch. Die Unterschrift sagt erläuternd: „Ein Kind wird zur Erde gebracht." Es entwickelt sich darauf das folgende Gespräch:

Heinz: „Jetzt zeichne ich einen Engel, der ein Kind vom Himmel bringt. Gibt es Engel?" — Ich: In schönen Gedichten erzählt man von Engeln. Aber bringt denn der Engel die Kindlein vom Himmel, wie du es gemalt hast? — Heinz: „Nein, die bringt der Klapperstorch." — Ich: Das ist eine Geschichte, die man manchmal den Kindern erzählt, weil man glaubt, daß sie nicht verstehen können, wie es richtig ist. (Ich fordere ihn auf, noch einmal nachzudenken, ob er es nicht wisse; er bleibt stumm.) Nun, dann will ich es dir sagen. Das Kind wohnt, ehe es auf die Erde kommt, im Bauche seiner Mutter, dort wächst es, bis es so groß geworden ist, daß es allein leben kann. — Heinz: „Aber dann geht doch der Bauch kaputt, wenn das Kind herauskommt?" — Ich: Nein, das mußt du dir nicht so vorstellen, der Bauch der Mutter hat eine Öffnung, eine Art Türe, die sich öffnet, wenn das Kind kommt. — Heinz: „Schläft die Mutter, wenn es kommt?" — Ich: Nein, sie ist wach und merkt, wenn das Kind sich bewegt und hinaus will. — Heinz: „Dann bin ich wohl auch im Bauch von meiner Mutter gewesen?" (Er macht ein frohes Gesicht.) — Ich: Gewiß, Heinzel, du und ich und wir Menschen alle haben erst bei unseren Müttern gewohnt. (Er hat unterdessen auch Christus mit der Bibel in der Hand gezeichnet.) — Heinz: „Aber Marie hat ihr Kind nicht im Bauch gehabt?" — Ich: Doch, da Maria eine Menschenmutter war, hat sie, wie alle Mütter, das Kind erst in sich wachsen lassen." — Heinz: „Der Jesus hält die Hand und sagt zu dem Kinde: ‚Du sollst auf Erden bleiben und gut sein!' — Aber der Jesus hat doch einmal eine Sünde gemacht, er ist von den Eltern weggelaufen in den Tempel."

So führt das Kind von selbst an die ihm wichtigen Fragen über die Entstehung der Kinder heran, die ihm besonders rätselhaft durch die lange Abwesenheit des Vaters zu sein scheinen. Es liegt nahe, daß sich seine Phantasie zu den Gestalten der Religion rettet. Häufig ist von dem lieben Gott, eben als von dem unsichtbaren Vater die Rede. Bei Jesus beruhigt ihn die Sünde, die jener als Kind begangen hat. Wie aus einem der Berichte hervorgeht, ist auch Heinz früher viel fortgelaufen.

In der nächsten Stunde fertigt er eine Zeichnung an nach dem bekannten Liede: „Maikäfer flieg". Er verändert in seiner Darstellung den Inhalt des Liedes. Er malt den Vater als Schützen im Kriege, den kleinen Maikäfersohn ebenfalls schießend und das brennende Pommerland. Die Mutter steht da und weint, weil der Sohn ihr fortgeflogen ist.

Auf einem weiteren Bilde zeigt Heinz in der uns wohlbekannten Symbolsprache, was er von meinen Mitteilungen über die Herkunft der Kinder erfaßt hat. Eine große Frauengestalt wird als Moses Mutter bezeichnet. Neben ihr befindet sich ein Kistchen mit der Aufschrift: „Hier ist Moses drinnen." Die Mutter hätte das zum Schutz daraufgeschrieben, damit Moses nichts geschähe.

Wieder kommt er nach einigen Tagen auf das religiöse Thema. Dieses Mal steht die Auferstehung im Mittelpunkt seiner Frage. Es sei doch wahr, daß der Herr Jesus auferstanden sei? Da ich den Konflikt zu ahnen beginne, der

im Zusammenhang mit dem entschwundenen Vater den Jungen bewegt und quält, muß ich jede Rücksicht auf seine kirchlich-religiöse Erziehung fallen lassen. Die Gefahr, daß er sich in einem Netz religiöser Wahnideen verfängt, macht es unbedingt erforderlich, ihn hier in Gegensatz zu den Anschauungen seiner Umgebung zu setzen. Der Mutter konnte ich später den Zweck meines Vorgehens erläutern.

Ich sage ihm also zunächst, daß an all den schönen Sagen und Erzählungen der Bibel immer etwas wahr sei, aber anders, als er es denke, und mache ihm den biblischen Auferstehungsgedanken aus seinem naturmythologischen Sinn heraus verständlich. Er fragt dann bezeichnenderweise, ob denn aber die gestorbenen Menschen nicht wieder auferständen. Ich spreche von dem Fortleben der Menschen in ihren Kindern. Heinz wendet sich zum Blatt und zeichnet spontan ein Bild mit dem Titel: „Ein Kind kommt aus der Mutter Leib heraus." Dabei ändert er sein Wissen ab, denn er läßt das Kind in der Gegend der Brust erscheinen. Ich weise ihn auf den Erinnerungsfehler, und auf Heinzens nochmalige Frage, warum der Bauch der Mutter bei der Geburt nicht auseinandergehe, wiederhole ich meine damalige Erklärung noch einmal deutlicher.

„Aber wenn die Mutter nicht verheiratet ist, bekommt sie doch kein Kind?", lenkt Heinz das Gespräch auf die Zeugung, sodaß ich auf die Beispiele bei Blumen und Tieren zurückgreifend nur noch zu ergänzen habe: „Bei den Menschen ist es ebenso. Wenn ein Mann eine Frau lieb hat, so schenkt er ihr den Samen, aus dem dann das Kind in der Mutter wachsen kann."

Heinz greift alsbald zu Bleistift und Tusche und zeichnet ein Bild, dem er den Namen gibt: „Wie der Mensch aussieht". Er löst die Aufgabe in der Weise, daß alle Gliedmaßen und Organe zusammenhanglos nebeneinander gesetzt werden. Er betont aber, daß er den g a n z e n M e n s c h e n zeichnen wolle.

Die erst sehr schüchtern angedeutete geschlechtliche Charakterisierung, auf die ich ihn nach der Zeichnung von Brust und Bauch kurz aufmerksam mache, wird dann in einer entstellten Weise noch unterstrichen, wie wir sie vom Mechanismus der „Verschiebung" und „Reaktionsbildung" her kennen. Er zeichnet nämlich sofort einzelne Knochen, darunter die Fingerknöchelchen, den „Musikantenknochen", die Nase mit vielen Nasenlöchern, zwei Arme, von denen einer eine Hand mit sechs Fingern trägt.

Daß es sich dabei um keinen Zufall, sondern um die Anzeichen von Verdrängungsvorgängen handelt, geht aus wiederholt fragenden, erstaunten Bemerkungen bei der Besichtigung der Völkerphotographien oder der Plastiken auf italienischen Reisebildern hervor, ob denn diese Menschen wirklich alle ganz nackt seien. Auch in einem Gymnastikbuch sucht er dauernd festzustellen, ob die Turnenden bekleidet oder unbekleidet sind.

Ich habe hier ein Stück Aufklärung skizziert, das sich durch Heinzens Fragen und Zeichnungen von selbst in die Arbeit einschaltete. Bekanntlich hält es der analytische Pädagoge für seine Pflicht, bei auffallenden Unklarheiten

oder Mißdeutungen auf dem Gebiete der sexualbiologischen Vorgänge die falschen Vorstellungen des Kindes zu berichtigen. In einem Falle, in dem wie hier schon ohnehin die Neigung besteht, die Dinge und Vorgänge des Lebens verzerrt zu sehen, scheint die Notwendigkeit einer solchen Hilfe ganz außer Zweifel zu sein.

Heinz beginnt zum ersten Mal ein Stück Realanpassungsarbeit zu leisten, und die weite Kluft zwischen seiner Innen- und der Außenwelt zu überbrücken. Man kann dieser psychischen Leistung schrittweise folgen, da sie, wie es in des Knaben Wesen liegt, langsam und zäh vor sich geht.

Ob die Tiere genau so leben wie die Menschen? — Ob das Kindchen, wenn es im Mutterleibe ist, noch garnichts anhat, ganz nackt ist? — Ob die Frau die Kinder im Bauch oder im Magen habe? — Wenn das Weibchen eines Kanarienvogels allein im Käfig wäre, dann könnten doch aus den Eiern keine Jungen kommen. So und ähnlich prüft und bestätigt er in mehreren Stunden die neugewonnenen Kenntnisse. Vielleicht darf man hier in gewisser Hinsicht von einer Kräftigung des Ichs sprechen, was seine die Realität kontrollierende Funktion angeht. Denn darin unterscheidet sich doch das zum Wahne neigende Individuum von dem gesunden, daß seinem Bewußtsein die Orientierung verloren geht und ihm die Grenzen zwischen der äußeren und inneren Realität verschwimmen. Heinz versuchte jetzt häufiger durch Fragen festzustellen, ob etwas w i r k l i c h oder bloß a u s g e d a c h t, erfunden sei. Ich unterstützte diesen Prozeß der Nachaußenwendung so kräftig als möglich, durch den Stoff und die Form unserer Beschäftigung. Das Erd- und Heimatkundliche schien mir wegen seines hohen Realitätsgehaltes ein gutes Gegengewicht gegen die nach innen strebenden Phantasiekräfte. Wir gingen vom Nahen und Nächsten aus, machten Spaziergänge durch die Straßen im Umkreise der Anstalt. Dann wurde mit Modellhäuschen und Bäumen das Gesehene möglichst getreu nachgebaut, später in schematischen Skizzen festgehalten. Ich erhöhte meine Ansprüche an seine Wachsamkeit. Denn Heinz konnte ja nur seine Eindrücke nachbilden, wenn er sie sorgsam registriert hatte. Das ging natürlich nicht ohne Rückfälle ab, aber im Prinzip erwies sich der Weg als richtig. Auch die Gefühlsbeziehungen zu mir und meiner Familie wurden enger. Wir nahmen ihn auf Ausflüge mit und luden ihn mit anderen Kindern zu kleinen Feiern ein.

Ganz ungezwungen öffnete sich auf diese Weise auch der Zugang zu dem tieferen analytischen Verständnis der ihn beherrschenden wahnhaften Vorstellungen.

In der letzten Zeit hat Heinz sich wiederholt nach dem Sterben, dem Lebensalter der Menschen usw. erkundigt. Indem er sich auf einen Ausspruch des Lehrers in der Religionsstunde bezieht, meint er: „Aber Herr B. hat gesagt, wenn Adam und Eva keine Sünde begangen hätten, dann würden die Menschen doch ewig leben."

In der nächsten Stunde bringt Heinz wie öfter beim Lesen und Zeichnen den Kopf sehr dicht an das Papier. Ich mache ganz nebenbei die Bemerkung, daß ich doch mal Dr. I. (den leitenden Arzt) darauf aufmerksam machen möchte, damit er mal Heinzens Augen untersucht und sie vor Schaden schützt. Bei Heinz

erfolgt darauf eine außergewöhnlich heftige Gefühlsreaktion. Er wird rot, Tränen stürzen ihm aus den Augen, er rückt unruhig auf seinem Stuhl umher und ruft fast flehend: „Nein, nein, nein!"

Ich beruhige ihn, klopfe ihm auf die Schulter, verspreche ihm, nichts zu sagen, wenn er es nicht wolle, aber er müsse mir mitteilen, warum er denn davor solche Angst hätte. Er gibt zuerst keine Antwort, meint dann auf erneutes Zureden, der Doktor würde ihm etwas Schlimmes antun, wenn er ihm in die Augen sieht. Warum er denn solche Furcht habe? Ob er denn glaube, etwas Böses getan zu haben, daß er denke, Dr. I. wolle ihn dafür strafen? Er schüttelt den Kopf, fängt wieder zu weinen an.

Oder ob er denn früher mal etwas getan hätte, was er für schlecht halte? Die Erregung ist so groß, daß ich ihn immer wieder trösten und ermuntern muß. Schließlich fängt er langsam an, zu erzählen, von Schluchzen dauernd unterbrochen. Er gibt eine Art Sündenregister in der folgenden Anordnung:

1. Einmal, als er kleiner war (vielleicht 5 oder 6 Jahre), hätte er auf einem kleinen Mädchen geritten und ihr Sand in den Mund gestopft. Die Mutter sah es vom Fenster aus und hat ihn nachher in der Stube sehr geschlagen.

2. Er ist der Mutter öfter davongelaufen, wenn sie rief. Da hat sie ihm gesagt, warte, zu Hause bekommst du Haue und hat ihm eins übergezogen zu Hause.

3. Wenn er sich als kleines Kind naß machte, dann hätte ihn aber die Mutter nicht geschlagen. Denn ein kleines Kind schlägt man doch nicht! (Halb feststellend, halb fragend.)

4. Man dürfe doch nicht lügen. Einmal hätte er gelogen, als Fräulein T. (die Erzieherin) ihn fragte, ob er sich schon gewaschen hätte.

5. Man solle doch nicht andere mit häßlichem Namen schimpfen, das wäre doch böse, so wenn er zu anderen Kindern Schwein sage.

Ich suche überall zu beschwichtigen und zu entlasten, dabei greife ich auch deutend auf die Sündenphantasien zurück, die sich hinter der Passion Jesu zu verstecken suchten. Vor allem gebe ich ihm Beruhigung wegen des „Spieles". Daß auch andere Kinder schon so etwas getan hätten. Dann knüpfe ich an meine früheren Aufklärungen an: die Rolle des Männlichen und Weiblichen bei Mensch und Tier, wie sie sich vorbereitet, bis man erwachsen sei. Er fragt, ob er auch mal erwachsen sein würde? Die bejahende Auskunft nimmt er jetzt schon ruhiger und wieder froher entgegen. Die Handlungsweise der Mutter suche ich als Unkenntnis zu entschuldigen. Sie glaubte, daß er als kleines Kind sie noch nicht besser verstehen könnte.

Die wichtigste Sünde dieser freiwilligen Beichte steht wohl am Anfang, während die anderen, von denen uns bereits das Fortlaufen bekannt ist, hier nur überdeckend und mäßigend folgen. Ein bedeutsamer Ansatzpunkt für das weitere Eindringen in die Schwierigkeiten des Jungen ist gegeben. Das sexuell geartete Spiel endet mit Schrecken. Die sonst so milde Mutter prügelt ihn und zeigt durch ihre Erregung, daß er etwas sehr Schlimmes begangen haben muß. Der in ihm aufwachende Widerspruch, ausbrechende Wut gegen die züchtigende Mutter wird unterdrückt. Das Spiel mit der kleinen Freundin wird unter äuße-

rem Zwang aufgegeben, aber Heinz sondert sich ab, um das lustvolle Erlebnis in einsamen Tagesphantasien festzuhalten. Bestätigung für diese Auffassung finde ich auch in folgendem Gespräch, das einer der untersuchenden Ärzte aufgenommen und seinem psychiatrischen Gutachten beigefügt hat:

| | |
|---|---|
| Hast du Freunde? . . . . . | Nein. |
| Spielkameraden? . . . . . | Ja. |
| Wen denn? . . . . . | Ein kleines Mädchen. |
| Warum keine Freunde? . . . . . | Ich weiß nicht. |
| Mögen sie dich nicht? . . . . . | (Blickt in die Ferne.) |
| Warum mögen sie dich nicht? . . . | Ich mach' dann solche Witze. |
| Welche? . . . . . | So (er läßt sich dazu bewegen, einige tastende Bewegungen vorzuführen). |
| Mit wem spielst du denn gewöhnlich? | Ich spiel immer für mich allein. |
| Was denn? . . . . . | Garnichts. — Dann ruf ich immer so laut. |
| Was denn? . . . . . | Manchmal ruf ich Hurrah. |
| Woran denkst du dann? . . . . . | An die Geschichten. Er erzählt, daß er an Märchen viel denken müsse und an „solche Sachen". |

Seit den erwähnten Mitteilungen hat sich die Affektivität des Jungen in mancher Hinsicht gewandelt. Das sonst dem Anscheine nach ausdrucksarme, gefühlslahme Kind setzt unter starker Gefühlsbeteiligung seine Bekenntnisse fort. Unter Tränen erzählt er von einer Ohrfeige, die er von einer Lehrerin in der Rechenstunde erhalten hätte, erzählt er von Ungezogenheiten und Bestrafungen[1] anderer Kinder. Das Furchtbarste, was er nur nach großem Widerstande preisgibt, wäre der laut geäußerte Wunsch eines anderen Jungen gewesen: Er möchte mal sehen, wie Fräulein T. (die Gruppenleiterin) nackt aussähe.

Auf seine Empfindlichkeit allen Strafen gegenüber zurückkommend, erkläre ich ihm, daß er bei jeder Züchtigung an die Dummheit erinnert werde, für die ihn seine Mutter gestraft hätte. Er nickt, wischt sich die Tränen ab, er hätte damals geglaubt, daß ihn die Mutter nicht mehr lieb habe.

Später erweitert er sein Sündenregister. Unanständige Worte, die er gesprochen, Prügel, die er einmal ausgeteilt, stehen im Vordergrunde. Meine Zurückhaltung demgegenüber löst die abgedrängten Angriffsimpulse und läßt den Jungen sozusagen „aus sich heraus kommen".

Der heilpädagogische Gewinn dieser inneren Auflockerung wird durch einen kritischen Vorfall gefährdet. Heinz kommt ganz verzweifelt, untröstlich, schluchzend zu mir. Fräulein T. hat ihm, um ihn zur Eile beim Schlafengehen anzuhalten, einen Klaps versetzt, darauf hat er ihr häßliche Worte zugerufen: „Olle Ziege, halt die Fresse" u. dgl. Nun ist sie mit ihm böse. Er wagt nicht mehr, zu ihr zu gehen. Ich begleite ihn, nehme alles auf meine Kappe. Heinz wäre frech geworden, weil ich ihm das erlaubt und ihm gesagt hätte, es schade nichts,

1) Zur Verhütung von Mißverständnissen sei gesagt, daß die Anstalt die körperliche Züchtigung grundsätzlich ablehnt, wodurch der gelegentliche Fehlgriff eines Erziehers natürlich nicht auszuschalten ist.

wenn man mal ein Lausbub sei oder sich ein bißchen keile. Das sei noch lange keine Sünde. Die Erzieherin erfaßte die Situation und hatte Einsicht genug, auf meinen Ton scherzend einzugehen. Diese Auseinandersetzung und Versöhnung war sicherlich so heilsam, wie im umgekehrten Falle die Gefahr nahe war, daß sich Heinz in seiner Empfindlichkeit wieder schneckenhaft ganz in sein Inneres zurückgezogen hätte.

Auch der Lösung des Rätsels, warum sich Heinz so viel mit dem Sterben, dem Tode und der Auferstehung beschäftigt, kamen wir näher. Der Vater ist auf unheimliche Weise ums Leben gekommen, auf dem Meere verschollen. Hinter den Fragen nach der Auferstehung des Menschen wird nicht nur der Wunsch, sondern auch die Angst fühlbar, der Tote könnte wieder erscheinen und ihn holen. Als er in einem Buche von mir das menschliche Skelett sah, bezeichnete er es mit einigem Schaudern als den Tod. Er fragte, was aus den Knochen würde, ob sie auch auferständen und in den Himmel kämen. — Sie erinnern sich vielleicht an seine ängstliche Frage, ob nach dem Tode der Bienen auch deren Kinder sterben. Ferner erzählte Heinz einmal, er hätte auf dem Heimwege von meiner Stunde einen fremden Mann gesprochen, der angeblich von ihm wissen wollte, ob es ihm gut gehe. Da sei er schnell davon gelaufen, denn der Mann hätte ihn töten wollen. — Warum er das glaube? — Das stehe so in den Märchen.

Die letzten Zusammenhänge wurden wohl hier noch nicht aufgedeckt. Aber meine beängstigender Mystik entkleidete Darstellung der natürlichen Seite des Todes, der Auflösung und Umwandlung des Leiblichen wirkte sichtbar beruhigend. Wie wir später das kleine Museum der Stadt besuchten, interessierte sich Heinz besonders für die ausgegrabenen Schädel, Skelette und Höhlenfunde. Sein Grauen vor dem Toten war vorüber. Daß sie nichts mehr tun, wenn sie gestorben sind, stellte er mit Befriedigung fest.

Heinz war im ganzen ein Jahr in der Anstalt, davon nur drei Monate unter meinem besonderen Einfluß. Das Jugendamt konnte den Aufenthalt zunächst nicht länger ausdehnen. Daß der Knabe nach dem Verlassen der Anstalt freier und lebhafter war, erfuhren wir durch Mitteilungen. Auch Heinz hat selbst mehrfach, jüngst erst zu Ostern, geschrieben. Ein Zeichen, daß die gute Übertragung erhalten geblieben ist. Andererseits darf man sich über die Gefahr nicht hinwegtäuschen, in der der Junge noch schwebt. Zu tiefer greifenden Vorbeugungsmaßregeln gegen die Ausdehnung und die Folgen einer so schweren Introversionsneigung wird eine Zeit der ständigen Beobachtung und des weiteren Durcharbeitens gehören, die die uns eingeräumte Spanne beträchtlich übersteigen dürfte.[1]

---

1) Unterdessen hat H.s Lehrer berichtet, daß es dem Jungen weiter wesentlich besser geht.

# IV

# Vereinsamung eines Stiefsohnes

Mit größerer Sicherheit läßt sich das Ergebnis der Behandlung bei einem 14 Jahre alten Jungen voraussehen.

Walter, so will ich ihn nennen, wird deshalb zu mir geschickt, weil er in der Gruppe schwer zu halten ist, zwar niemals Führungsschwierigkeiten bereitet, aber meist gekränkt und verschlossen beiseite steht, sich ungerecht behandelt fühlt und, soweit eine Situation das zuläßt, mit Minderwertigkeitsgefühlen auf sie reagiert. Er ist ein verständiger Junge, in der Klasse den anderen eher voraus, aber in seiner Interessenverteilung trotzdem irgendwie gleichgültig, ohne rechte eigene Antriebe.

Walters Vater ist aus dem Kriege nicht mehr heimgekehrt, ihn erreichte das dunkle Los der Vermißten. Gefühle des pietätvollen Erinnerns, die der Junge ihm bewahrt hat, äußert er in dem sorgsamen Umgang mit einem Photoapparat, den der Vater hinterlassen hat. Die Vorliebe für das Photographieren ist seine einzige, einigermaßen sichtbare Freude. Ein brauchbarer Wink für die Herstellung der von Anfang an guten Beziehung zu ihm. Ich lasse Walter mehrere Aufnahmen von meinem Zimmerfenster aus machen. Wir sprechen über die Wirkung der verschiedenen Landschaftsmotive, kommen dann auf einfache technische Fragen, und ich merke bald, daß hier Neigungen von ihm versteckt sind. Er klagt aber darüber, daß er trotz seiner in einem halben Jahre bevorstehenden Einsegnung nicht wisse, was er beruflich anfangen solle. Wir sind bald einig, daß er öfter zu mir kommen und sich mit mir darüber und über alles, was ihn bewege, unterhalten will.

Von Walters Schicksal muß ich noch mitteilen, daß seine Mutter zum zweiten Male heiratete. Sein Stiefvater ist Hafenarbeiter und ein sehr gewalttätiger Mensch. Aus dieser zweiten Ehe stammen zwei Kinder. Die sensitive und grüblerische Art Walters widerstrebt der derben, primitiven Natur des Stiefvaters im höchsten Grade. Die jüngeren Geschwister werden vom Vater in sinnfälliger Weise vorgezogen, während Walter immer wieder recht gehässig die Laufbahn eines Taugenichtses prophezeit wird. Jede Äusserung eigenen Willens wird tyrannisch unterdrückt, bis der Junge sich von den kleineren Geschwistern quälen läßt, ohne sich zu wehren. Ähnlich verhält es sich dann auch bei uns in der Gruppe. Walter gibt den Anlaß zu Ehezwistigkeiten. Die Mutter schwankt zwischen dem Vater und dem Sohne, gibt aber dem Stärkeren nach. Walter wird, um die Ruhe im Hause wieder herzustellen, im Waisenhaus untergebracht.

Eine Reihe von Träumen wurde für mich der Wegweiser zu den unbewußten Konflikten des Knaben. Ich lasse auch hier Zitate aus meinen Tagesnotizen folgen:

Traum: *W. träumt, daß der Vater eines anderen Jungen der Gruppe gestorben ist.*

Der Traum führt in seinen Einfällen auf den Tod des Großvaters von Walter,

an dem er nach der Behauptung eines gleichnamigen Onkels (Walter) die Schuld tragen soll. Der Onkel hatte ihn nämlich bei einem Gespräch mit dem Großvater überrascht und erschreckt und später der Mutter mitgeteilt, daß Walter den alten Mann gekränkt und lebensgefährlich erregt haben soll. In Wirklichkeit aber ist der Großvater an den Folgen eines Unfalles gestorben. Also könne er ja garnicht schuld an dem Tode sein, so stellt er fest. Die ganze Traumszenerie erinnert Walter an die Aufführung eines Theaterstückes „Der tolle Lügner", womit er ja deutlich die quälenden Behauptungen seines Onkels, den er im Einzelfall als einen verlogenen, phantastischen Menschen kennzeichnet, zunichte macht.

T r a u m: *Walter wird gefesselt als Schwerverbrecher ins Zuchthaus abgeführt. Da er nicht schuldlos leiden will, erfindet er im Anschluß an einen verstümmelten Zeitungsbericht einen Mord. Diese Selbstbezichtigung kann jedoch bald als falsch nachgewiesen werden, weil er die Feststellung des wahren Täters in der Notiz übersah. Er macht nun noch einen ähnlichen Versuch, der wieder mißglückt. Verzweifelt darüber, ersticht er den Gefängniswärter und wird nun dafür hingerichtet.*

Die kühle Art des Gefängniswärters vergleicht er sofort mit den Umgangsformen seines Stiefvaters und dessen Eltern.

Walter hatte auch Dr. I. und die Gruppenerzieherin gebeten, man solle ihn strenger behandeln oder in eine andere Erziehungsanstalt schicken. Nach den Gründen dieser harten Selbstverurteilung befragt, kann er nichts Greifbares angeben. Im Laufe dieses Gespräches beobachte ich, wie er seine abgekauten Nägel vor mir ängstlich verbirgt, indem er sich auf seine Hände setzt. Darauf aufmerksam gemacht, ergeht er sich in heftigen Selbstvorwürfen wegen dieser üblen Angewohnheit, die er nicht lassen könne. Er sitzt sehr verlegen da, das Weinen ist ihm nahe.

T r a u m: *Eine schattenhaft ungewisse Landschaft. Darin ist das wesentliche Merkmal, daß ein Fluß nicht den Weg nimmt, den er eigentlich nehmen müßte, da ihn eine Häusergruppe oder eine Kiesgrube in seinem Lauf behindert. — Er sieht einen Stock, den er in die Erde steckt, um einen elektrischen Strom durch ihn zu leiten. — An einer anderen Stelle desselben Traumes handelt es sich um einen eiförmigen Ball, der einem kleinen Jungen gehört, den dieser vergeblich sucht, aber nicht finden kann.*

E i n f ä l l e: Der Ball, die Traumlandschaft, der Fluß, alles ist grau. Grau ist überhaupt die Farbe der Trostlosigkeit. Wenn W. im Gefängnis wäre, würde ihm auch alles grau erscheinen. — (Plötzlicher, ihm unerwarteter Einfall): Wenn er früher vom Wasser träumte, geschah es immer wegen des Bettnässens. Er ist erstaunt, daß er mit mir über das Bettnässen, das bis zum 11. Jahre bei ihm vorkam, nie gesprochen hat. Die Drohungen des Stiefvaters deswegen bezeichnet er als „dofen Quatsch", gibt aber nichts Genaues darüber an. Er hätte immer das Bett genäßt, wenn er sich am Tage ärgerte. Er wußte, daß es trotz aller Mahnungen doch kommen würde.

Ich deute den Traum nur zum Teil dahin, daß er darin wegen des verbotenen Bettnässens mit Gefängnis bestraft werde. Eine weitere Deutung durfte ich — ganz abgesehen von dem spärlichen Einfallsmaterial — noch nicht

geben, da der starke Widerstand die Fortführung des Gesprächs ernstlich gefährdet hätte.

Eines Tages erzählte mir Walter von den „Schmutzereien" im Schlafsaal. Es wäre unerhört, was im Schlafsaal alles vorgehe. Hänschen H. sei vor seinem Bett erschienen, vorher hätte er schon bei E. gelegen, auch E. treibe unaussprechliche Dinge. Dadurch wendet sich das Gespräch zum sexuellen Thema. Walter zeigt dabei größte Befangenheit und heftigste Abwehr. Er dreht den Kopf weg, spricht gegen die Wand zu. All das wäre abscheulich, widerwärtig, er wolle nichts davon hören, nichts davon reden oder wissen. Er sei froh, daß es ihm immer gelungen sei, solche Sachen zu vergessen. Dann folgen nach großer Widerstandspause Mitteilungen: Schon auf der Straße würde man verdorben . . . was er dort alles gehört hätte . . . der Bruder hätte mal von „Kastrieren" gehört, und das Wort in der Wohnung wiederholt. Der Stiefvater erklärt ihm darauf in vulgärer und brutaler Ausdrucksweise, die Walter voller Ekel wiedergibt, die Bedeutung dieses Wortes. Er spricht dabei u. a. von „Rausreißen". Man wird jetzt die Bedeutung des verlorenen, eiförmigen Balles im Traum verstehen. Überhaupt sei der Vater ein Schwein. Walter teilt mit, wie der Stiefvater die Mutter in Anwesenheit der Kinder vor dem Schlafengehen mit unanständigen Worten mißhandelte. Dann ist er selbst betroffen von dem Ausgesprochenen, winkt dazwischen immer sozusagen mit der Hand ab und gibt so zu verstehen, daß er damit nichts zu tun hat. Bis zum 11. Jahre habe er an den Klapperstorch geglaubt. Dann wendet er sich wieder dem Thema Schlafsaal zu. Auf meine Aufforderung, alles vor mir auszusprechen, was er denke, geht er nur teilweise ein, gesteht, daß er mir Träume verschwiegen hätte, in denen immer so etwas vorkomme. Die Beschwerden über den Schlafsaal kehren in der folgenden Zeit wieder.

Traum: *Er hat drei Wünsche frei. Da wünscht er sich, daß er unter seinen Kameraden angesehen wäre, daß ihm die Nägel lang wüchsen. (Unterbrechung des Traumes und Schlafes. Er hört, wie sich zwei Jungen in der Nacht über die alten unanständigen Sachen unterhalten und verächtlich von ihm sagen, er verstehe ja doch nichts davon. Dann schläft er weiter.) Träumt: Er wünsche sich, er wolle nichts wissen, dann hört er immer „Klapperstorch, Klapperstorch".*

„Träume sind geheime Gedanken", erläuterte ich. Ich vergleiche bildlich die Wirkungsweise und Folge der Verdrängung mit dem Anstemmen gegen eine Tür, durch die ein Unbekanntes vergebens eindringen wolle, das dann aber beim wirklichen Sichtbarwerden gar nicht so schrecklich sei wie es scheine. — Dann erzählt Walter, er hätte von einem Mädchen geträumt, das er als Kind kannte. Es hätte später einen Beruf gehabt, an den er sich aber nicht mehr erinnern könne, Krankenschwester, Ärztin oder so etwas. Schließlich fällt ihm ein: Hebamme. Ich frage, was er sich unter diesem Beruf vorstelle. „Nun etwas Komisches, . . . nun, die ist eben bei der Geburt". — Ob denn die Geburt komisch sei, wie er sie sich denke. — „Darüber denke ich gar nicht nach, das geht mich gar nichts an, und interessiert mich nicht." Dann schließlich: „Bei der Geburt wird der Bauch aufgeschnitten". — Als

ich ihm die wirklichen Vorgänge kurz schildern will, weist er energisch ab. Auf meine Bemerkung, ihn interessiere doch das Wachsen der Früchte, antwortet er: „Aber nicht das vom Menschen. Ich will gar nicht wissen, wie es in der Frau aussieht, ich bin ja keine Frau . . . Das interessiert mich gar nicht, ich will da eine Ausnahme machen und nichts mit den Schweinereien zu tun haben, die vor dem Kinde nötig sind . . . das haben mir die Jungens auf der Straße gesagt . . . ich brauche keine Frauen, ich habe ja meine Mutter." — Aber die Mutter lebe doch nicht ewig, was er tun würde, wenn sie nicht mehr da sei. — „Das hat mich auch mal meine Mutter gefragt. Ach, ich hab da den Wunsch, daß ich mich dann neben das Grab lege und warte, bis ich auch tot bin." Es zeigt sich hier wie in beobachteten ähnlichen Fällen, daß sich die Sehnsucht, bei der Mutter zu bleiben, bezw. mit ihr vereint zu sein, bis zu dem Wunsche gemeinsamen Sterbens steigern kann.

Ein Traum in mehreren Teilen:

*a) Viele Tore, die gleich aussehen und dieselben Verzierungen haben. Dahinter die Achterbahn mit sehr gefährlicher Kurve. An der gefährlichen Biegung keine Sicherung. Er will fahren, aber er fühlt, daß das sein Untergang wäre. Auch eine Schenke ist hinter den Toren, vielleicht ist das Tor der Eingang dazu. Aber die Buchstaben auf dem Schilde der Schenke sind nicht zu lesen.*

*b) Auf einem Gipfelwege. Das Gitter ist ganz morsch. Wenn er sich anlehnen würde, könnte es brechen, und er müßte in den Abgrund stürzen.*

*c) Er hat eine Fahrkarte für die Heimreise, fährt aber nicht.*

*d) Er kommt durch eine dunkle Gasse, da steht eine Frau, die eine Hexe ist.*

Einfälle:

Zu a) Walter ist einmal in die Achterbahn (Berg- und Talbahn) durch einen Zufall in einen Wagen gestiegen, wo nur noch wenig Platz war, aber das war sein Glück, denn es gab damals eine Katastrophe, der darauf folgende Wagen stürzte ab.

Zu b) Er denkt, daß der gefährliche Weg vielleicht eine Schwäche sein soll, die ihn ins Verderben locken könnte. Er hat keinen festen Halt, an den er sich dabei anlehnen könne. Zu „Schwäche" meint er, das wird wohl das Kauen an meinen Nägeln sein.

Zu c) Auf der Heimfahrt ist eine Station, da tanzen die Leute „so kindisch und affig". Wie, könne er nicht sagen. Die Schenke von vorher ist ein Haus, in dem man „Freveltaten" treibt. — Was denn für welche? — Alkohol trinkt und sonst was macht. — Ob er sich nicht an die Aufschrift des Gasthausschildes erinnern könne. — Im Traume wäre es so gewesen: Er hätte es eigentlich lesen können und auch gewußt, was drauf steht, aber er hätte es nicht lesen wollen . . . und da seien die Buchstaben wieder verschwunden.

Ich hatte zunächst in der Oberfläche gedeutet, von der Selbstbestrafung durch schwere Unfälle gesprochen, wegen der „Freveltaten", die er sich zur Last lege, z. B. das Nägelkauen oder auch das Bettnässen (in einem kleinen Bruchstück sah er sehr viel Wasser.) Nun lasse ich ihn noch einmal die Situation betrach-

ten: Etwas sehen und wissen und doch nicht wissen wollen (die Aufschrift am Gasthaus).

Da fällt es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen: „Jetzt geht es mir auf, was ich da eigentlich geträumt habe. Das ist ja so, wie wenn ich Stenographie lese." Dann wird er verlegen, wendet sich ab und sagt: „Aber darüber brauchen wir garnicht zu reden . . . Mensch, das ist ja Quatsch, ich bin erst 14 Jahre alt, wenn ich das mit 24 Jahren weiß, ist es auch noch früh genug." Auf die Ermunterung hin, doch einmal klar zu sagen, was er denn als eine so große Freveltat ansehe, meint er: „Das wissen Sie doch schon . . . nun was gemacht wird, wenn ein Kind kommen soll". Dann springt er hastig auf, sieht nach der Uhr, stellt fest, daß es schon sehr spät ist und läuft fort.

Als ich am nächsten Tage noch einmal auf unser Gespräch zurückkomme und ihn nun frage, ob er nicht auch so einen „Frevel" begangen hätte, wie er ihn immer den anderen Jungen zur Last lege, gibt er es nach anfänglicher Empörung (Gespräche über solche „Hexenkünste" seien den Kindern gefährlich) die Tatsache halbwegs zu.

Ich möchte nicht durch Beispiele ermüden, wie Walter wieder und immer wieder alles sexuelle Wissen abzulehnen sucht, das ihn doch im Innersten so stark beschäftigt. Den Mechanismus der Verdrängung zeigen ja die Träume vom Klapperstorch und von der Schenke in einer mustergültigen Anschaulichkeit.

Um noch einmal das wesentliche Ergebnis zusammenzufassen. Die Hauptaufgabe in diesem Fall bestand in einer Lösung der großen Kastrationsängste, in die ihn das tyrannische Auftreten und die einer Drohung gleichkommende Redewendung des Stiefvaters getrieben hatte. Das Bettnässen, das bekanntlich in den Kinderjahren häufig die Rolle der physiologisch noch unreifen Sexualfunktion übernimmt und die Onanie waren infolgedessen mit unerträglichen Schuldgefühlen belastet, die sich infolge des Verdrängungsschubes an das bewußtseinsfähige Symptom des Nägelkauens hängen mußten.

Diese analytische Befreiungsarbeit war also nötig, nicht nur, um den bald 15 Jährigen zu einer klaren und sachlichen Auffassung der biologischen Grundtatsachen zu führen, sondern um damit überhaupt eine tiefere und nicht gehemmte Bereitschaft zur Wissensaufnahme in ihm herzustellen. Dieses Ziel gelang ebenso wie die Hebung seiner dauernden Minderwertigkeitsgefühle, die sich hinter schnell greifbaren Rationalisierungen (körperliche Unterlegenheit vor den anderen Knaben, Laster des Nägelkauens) versteckten.

Walter wurde fähig, in der Gruppe der größeren Jungen mitzuleben. Er hatte diese Gemeinschaft in dem steten Wunsche, Kind zu bleiben, gemieden und gefürchtet. Und er befindet sich jetzt, nachdem sein praktisch-technisches Interesse offenbar geworden ist, als Lehrling in der Werkstatt eines elektrotechnischen Geschäftes.

# V

# Ausblick:
# Aufgaben des analytischen Erziehers in der Anstalt

Ich muß mit dem persönlichen Bekenntnis beginnen, daß sich das anscheinend unentwirrbare Dickicht von Widersprüchen, dem ich mich zu Beginn der Arbeit gegenübergestellt sah, in dem Maße zu lichten begann, als ich mich selbst psychoanalysieren ließ und durch die eigene Analyse Schritt für Schritt größere Vertrautheit im Umgange mit mir selbst gewinnen konnte. Dem heutigen Menschen, als dem Ergebnis einer langen kulturellen Entwicklung, ist ja im allgemeinen das Erfahrungsgut der eigenen Kindheit verschlossen, weil er es in einem unbetretbaren und unbekannten Lande seines Inneren zurücklassen mußte. Erst wo sich uns der Weg zum Kinde in uns selbst geöffnet hat, vermögen wir auch das Kind außerhalb von uns wahrhaft zu begreifen. Die Störungen durch das Mitspielen unberechenbarer und unerklärlicher persönlicher Erregungen, die die an und für sich schon so mühevolle Arbeit an seelisch schwierigen Kindern zu erdrosseln drohen, sind, analytisch gesehen, erklärbare Affektreaktionen, die aus der historischen Quelle der eigenen Kindheitserlebnisse ihre Kraft beziehen.

In keiner pädagogischen Arbeit macht sich die Gefahr innerer Zermürbung schwerer und drückender bemerkbar als in der immer neurotisch geladenen Gewitteratmosphäre der an die Anstalt gebundenen Erziehung psychisch gestörter Kinder. Durch dauernde Affektexplosionen wird der Seelenzustand der Gemeinschaft, Erzieher inbegriffen, von ununterbrochenen Reizeinwirkungen betroffen, die es von Fall zu Fall unbedingt herabzusetzen gilt. Solange der analytische Anstaltserzieher noch eine Einzelerscheinung ist, hat er hier eine wichtige Aufgabe auch an seinen Mitarbeitern zu versehen. Unbelastet durch die autoritativen und Verwaltungspflichten eines Anstaltsleiters und diesen dadurch unterstützend, kann er als Freund und Berater die Mißstimmung seiner Kollegen in lösenden Aussprachen auf das erträgliche Maß bringen, zwischen ihnen und dem Leiter oder den Zöglingen, wo es nottut, vermitteln. A i c h h o r n hat zu Recht beobachtet, wie sich Verstimmungen im Heim vom Leiter über die Erzieher zu den Zöglingen fortzupflanzen pflegen. Es muß das ganz besonders hervorgehoben werden, weil gerade der seelisch gefährdete, mit ungelösten Konflikten beschwerte Erzieher gern diese Form der Arbeit an anormalen Kindern und Jugendlichen sucht. Der analytische Erzieher hätte demnach sozusagen im Anstaltsleben die Rolle eines „Affektregulators" zu übernehmen.

Seine wichtigste Aufgabe bleibt ihm allerdings bei der Behandlung der Zöglinge selbst vorbehalten. Auf einem Gebiete, das der Differentialdiagnose des klinischen Psychiaters oft erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellt, einmal wegen der Jugend der erkrankten Individuen und der damit verbundenen dauernden Veränderlichkeit des Krankheitsbildes, dann aber, weil in

dem pathologischen Grenztypus des asozialen Jugendlichen neurotische und psychotische Mechanismen in oft undurchdringlicher Weise ineinandergreifen, bedeutet die Grundlage der psychoanalytischen Psychologie für den Heilpädagogen einen unermeßlichen Vorsprung. Man kann geradezu sagen, daß sie ihn in seinem Tun erst wissenschaftlich beglaubigt. Indem sie ihm den Sinn im Sinnlosen aufzeigt, indem sie ihn auf die früher gegenüber der Erbdisposition stark vernachläßigte Bedeutsamkeit der Erlebniseinflüsse hinweist, befreit sie ihn aus den Fesseln einer allzu leicht in die Resignation mündenden einseitigen Konstitutionslehre. Für den Erzieher, der sich vor das Problem gestellt sieht, psychopathische Kinder zu verstehen und heilpädagogisch zu beeinflussen, wird durch die psa. Umstellung eine ähnliche Veränderung der Auffassung geschaffen, wie sie Hollós[1] vom Standpunkte des Psychiaters aus für die Behandlung der Irren beschreibt, in denen er im Gegensatz zu der landläufigen klinischen Schematisierung vor allem die Individuen sucht „mit verschiedenen Lebensnotwendigkeiten und verschiedenen Ursachen ihrer Krankheit und verschiedenen Bedingungen ihrer Genesungsmöglichkeiten".

Ich möchte jedoch dabei keineswegs einem leichtfertigen Optimismus das Wort reden, wie man ihn so häufig bei Erziehern findet, die durch Erfahrungen unbelastet in die schwierige heilpädagogische Praxis neu hineinkommen. Ich habe gefunden, daß der Weg dieser Enthusiasten, weil sie die Arbeit mit falschen Mitteln angriffen, mit Enttäuschung, Verbitterung, ja nicht selten mit schwerer seelischer Erschütterung ein jähes Ende nahm. Die Grundhaltung, mit der man den meist so unerhört wetterwendischen Ereignissen bei der Betreuung abnormaler, besonders kriminell verwahrloster Kinder und Jugendlicher gegenübertreten sollte, ist nur wirklichkeitsgerecht, wenn sie sich zu einer von Erfolg und Mißerfolg unbeirrbaren Selbstbescheidung durchgerungen hat und die Höhe ihrer Zielsetzungen nicht an den eigenen Wünschen, sondern an den Spannungsgrenzen mißt, die der jeweilige Fall vorschreibt.

Mir kam es im wesentlichen darauf an, zu zeigen, wie wichtig, ja unentbehrlich die Anwendung analytischer Kenntnisse überhaupt bei der Heilerziehung abnormaler Kinder in der Anstalt werden kann. Bei der Behandlung in den beschriebenen Fällen handelt es sich stets um eine enge Verschmelzung der analytischen mit pädagogischen Hilfsmitteln. Die analytischen Aussprachen waren in fortlaufende unterrichtliche und allgemein belehrende Erziehungsmaßnahmen eingebettet, von denen ich nur einen Bruchteil erwähnte.

Der analytische Anstaltspädagoge darf diese Freiheit vielleicht vor dem reinen Kinderanalytiker durch die besonderen Bedingungen seiner Arbeit in Anspruch nehmen. Seine Beobachtungs- und Einwirkungsmöglichkeiten beschränken sich ja nicht allein auf den Verlauf einer isolierten Stunde, die dem Analytiker nur zur Verfügung steht. Ihm ist es gestattet, das Kind auch in all seinen Betätigungen, Spiel, Arbeit und Lebensgewohnheiten im Auge zu behalten. Die Fülle der seelischen Äußerungen des Kindes in und außerhalb der

1) Hinter der gelben Mauer. Hippokratesverlag, Stuttgart 1928.

Schule, Gedichte, Aufsätze, Aufzeichnungen, sind ihm zugänglich. Vor allem fehlt der oft so bremsende oder offensichtlich oppositionelle Einfluß der Angehörigen, der, wie Anna Freud hervorhebt, manchmal zu einem unüberbrückbaren Hindernis der Behandlung werden kann. Wie leicht können dagegen in der Anstalt Fehlgriffe — man denke an den Konflikt Heinzens mit der Erzieherin — schnell und gründlich wieder beseitigt werden.

Natürlich sind auch die Nachteile unverkennbar, die das ständige Zusammensein mit anderen, seelisch gestörten oder gar stärker zurückgebliebenen Kindern oder der Wechsel der Erziehungspersonen mit sich bringen kann. Soll die analytische Pädagogik im Rahmen der Anstaltserziehung gedeihlich und sinnreich sein, so muß der Kreis der Zusammenwirkenden, ihre Beziehungen untereinander usw. eine stabile Erziehungsgrundlage gewährleisten. Denn die analytische Behandlung des Kindes wird auch in der Anstalt scheitern, wenn sie — um nochmals Anna Freud zu zitieren — „nicht organisch mit seinem anderen Leben verwachsen kann, sondern sich wie ein Fremdkörper in seine anderen Beziehungen einschiebt und sie stört".

# Primaner Kurt spielt den Prinzen von Homburg

## Von Hermann Runge (†)

**Auf Dr. Hermann Runge, dessen jähen Tod in jungen Jahren wir vor einigen Wochen zu beklagen hatten, durfte die Psychoanalyse große Hoffnungen setzen. Sein gediegenes Wissen, seine denkerische Veranlagung, seine psychologische Einfühlungsfähigkeit und seine ebenso korrekte wie liebenswürdige Persönlichkeit berechtigten zur Prognose, daß er in der Psychoanalyse, zu der er vor Kurzem gestossen war, noch Wertvolles leisten wird. Den Aufsatz, den wir hier veröffentlichen — er sollte der erste einer Reihe von Berichten über selbstbeobachtete schicksalhafte Begebenheiten sein — übergab uns Dr. Runge einige Wochen vor seinem Tode.**

An einem Herbstmorgen des 30. September 1908 führten Primaner in der Aula unseres kleinen norddeutschen Gymnasiums in A. die Schlußszenen des „Prinzen von Homburg" auf.[1] Es war eigentlich keine Aufführung im Sinne einer Theatervorstellung, denn es gab keine Bühne, keine Kulisse, kein kurfürstliches Schloß und die Buntfarbigkeit der kurfürstlichen Leibröcke mußte die Uniform

1) Vorliegende Arbeit verdankt ihre Niederschrift einem Aufsatz von Georg Groddeck in dessen Zeitschrift „Die Arche" (Jahrg. 17, 26), der einen Hinweis auf die tödliche Wirkung von Schüleraufführungen in ihrer Beziehung zum individuellen seelischen Erleben enthält.

des schwarzen Primaner-Gehrocks ersetzen. Unser Direktor, ein begeisterter Kleistfreund, hatte absichtlich diesen schlichten Rahmen gewählt, um lediglich durch Spiel und Sprache diese ergreifenden Schlußszenen seines Lieblingsschauspiels wirken zu lassen. So hatte das Ganze gewissermaßen nur den Eindruck eines feierlichen Spieles unter Freunden, das vor dem kleinen Auditorium der Mitschüler und Schulfreunde auch eine ganz persönliche Wirkung schuf. Ich war damals Tertianer, und wußte vom Prinzen von Homburg nicht viel mehr, als daß er von Kleist als der Schlachtenheld von Fehrbellin verherrlicht worden war. Auch von der Aufführung selbst, die ja mit einem dreifachen Heil auf den Prinzen von Homburg schließt, habe ich kaum einen bewußten Eindruck gewonnen, kannte ich doch noch ein Jahrzehnt später den inneren Zusammenhang des Schauspiels ebenso wenig wie damals. Und doch muß sein schicksalvolles Wesen an jenem Tage eine besondere Wirkung auf mich gehabt haben, so daß noch heute eine Erinnerung von besonderer Deutlichkeit bei mir auftaucht.

Es ist die eigentliche Schlußszene des Schauspiels. Der Prinz von Homburg sitzt auf einem Stuhl, halb dem Zuschauerraum, halb dem rechts neben ihm stehenden Strantz zugewandt. Der Oberkörper ist kaum merklich zusammengesunken und ein wenig zurückgelehnt, Schultern und Kopf leicht nach vorn geneigt. Die Hände liegen in lässig gelöster Haltung übereinander im Schoß, und die mit einer Binde verschlossenen Augen scheinen selbstvergessen vor sich hin zu sehen. Rechts neben dem Prinzen und Strantz halbkreisförmig, aber in zwangloser Gruppierung der Kurfürst mit seinen Generälen und Offizieren. Und aus diesem Bild erhabener Feierlichkeit und andachtsvoller Stille, wie es sich plastisch zwei Jahrzehnte hindurch in meiner Erinnerung bewahrt hat, höre ich die Stimme des Prinzen von Homburg. Er beginnt seinen berühmten Unsterblichkeitshymnus, den eigentlichen Abschluß des Schauspiels. Ich höre, wie er langsam die Worte setzt. Bis auf die letzte Strophe:

„Jetzt unterscheid' ich Farben noch und Formen
Und jetzt liegt Nebel alles unter mir!"

die mir lange Zeit als die einzige Erinnerung aus dem Inhalt des Schauspiels geblieben ist, habe ich die Worte selbst vergessen, aber Klang und Rhythmus der Stimme liegen mir heute mit einer so eindringlichen Deutlichkeit im Ohr, als ob dieses alle Schwingungen und alle Schwankungen in dieser Stimme verzeichnet hätte.

Es ist seltsam, wie verbundene Augen die Stimme eines Menschen verändern. Sie bekommt einen völlig anderen, gedämpfteren Klang. Der Ton schlägt durch die Binde gleichsam in sich selbst zurück, und erhält dadurch eine andere wie hinter dem Auge liegende Resonanz. Die Stimme wird gleichmäßiger, monotoner. Ihre durch die Bilder des Auges hervorgerufenen feinen Hebungen und Senkungen fallen fort, und die Töne nähern sich mehr einer einzigen Ebene. Die Sprache wird schleppender, müder, denn ihr fehlt durch das Auge eine der anregendsten Triebkräfte überhaupt. Und schließlich: es liegt ein kaum wahrnehmbares Tasten und Suchen in dieser Stimme, wie die schüchterne Hilflosigkeit eines Kindes. War es nun der Reiz dieser Stimme, die sich von der Außenwelt in sich selbst zurückzuziehen schien, oder waren es die Worte, deren Gewicht meiner Erinnerung zu schwer geworden ist? War es das enge, persönliche, zwischen Haß und übergroßer Liebe schwankende Verhältnis, in dem ich damals zu meinem älteren brüderlichen Freund Kurt stand, der den Prinzen

von Homburg spielte, oder war es nur der unbewußte Eindruck eines Todesurteils schlechthin? Ich vermag es nachträglich nicht mehr zu entscheiden, warum ich damals so vollständig an die Kritik: „Ein Schauspiel, aber ach, ein Schauspiel nur!“ vergessen konnte. Ich spüre noch heute etwas von jener fieberhaften Erregung, jener atembeklemmenden Angst, mit der ich dem Monolog des Prinzen von Homburg gefolgt bin. Mir war, als müßte ich ihm die Binde von den Augen reißen, als müßte ich ihn aus der schläfrigen Monotonie seiner Stimme, in der er mir zu versinken schien, erwecken, als müßte ich seine Sprache beflügeln, um ihn vor den einzelnen Worten zu schützen, um ihn so über irgendeine drohende unbekannte Entscheidung hinwegzuheben. So weiß ich es heute, und so mochte ich es damals fühlen.

Erst das donnernde dreifache Heil dem Prinzen von Homburg löste mich aus meiner lähmenden Betäubung, und ließ das spukhafte Traumspiel wieder in sich versinken.

Aber der Prinz von Homburg hatte seine Entscheidung getroffen, und eben jene, gegen die sich mein ganzes Wesen aufzulehnen, und die es doch zu wünschen schien. Es war nur die Entscheidung, der Prinz von Homburg zu sein. Aber Spiel oder Spuk, Traum oder Schicksal, Leben oder Tod. Es gilt gleichviel. Dieser Entscheidung ist er mit jener nachtwandlerischen Sicherheit gefolgt, die Kleists Helden in die Schlacht und in sein Todesurteil treibt, mit jenem unbeirrbaren Drang, der aus den tausendfachen Quellen des Lebens seine Kraft schöpfend einem Dasein seine Richtung gibt. So wurde dem Prinzen von Homburg sein Spiel zur Berufung — zu Traum, Schicksal und Tod.

*

Es war nicht ohne weiteres verständlich, warum man unter einigen zwanzig Primanern, unter denen hervorragende schauspielerische Talente waren, für die Rolle des Prinzen gerade meinen Freund Kurt gewählt hatte, der nichts weniger als ein Schauspieler war. Es war dies um so merkwürdiger, als diese Aufführung gewissermaßen nur um dieser einen Rolle willen in Szene gesetzt werden konnte, da hier die übrige Darstellung vielleicht bis auf ein Wort des alten Kottwitz aus dem Gang der eigentlichen Handlung völlig ausgeschaltet war. Man mußte der Wirkung eines ausgezeichneten Prinzen von Homburg sicher sein, ja es liegt nahe anzunehmen, daß die Gewißheit über einen solchen zu verfügen die Idee der Aufführung überhaupt erst hatte entstehen lassen, zumal sonst keine besondere äußere Veranlassung vorlag. Warum aber fiel die Wahl gerade auf Kurt?

Kurt besaß wohl in seiner äußeren Erscheinung das, was wir unwillkürlich mit jenem Heldentypus verbinden, den uns Kleist in seinem Schauspiele lebendig macht. Groß, schlank, blauäugig, blond, lag in seinem ausgesprochen slavischen Ausdruck etwas von jener hellen und doch gleichzeitig trotzig-verträumten Entschlossenheit mit jener Mischung von kindlicher Unsicherheit, die begeisterungsvolle Fähigkeit zu impulsiven Handlungen ahnen, und die uns den Prinzen von Homburg so liebenswert erscheinen läßt. Möglich, daß dies allein zu seiner Wahl genügen konnte, für die schauspielerische Leistung, auf die es allein ankam, konnte dies jedoch keine Bürgschaft bieten, zumal der zum Tode Verurteilte ein anderer ist, wie der Sieger von Fehrbellin. Hier wurde nicht die Rolle des jungen leidenschaftlichen Schlachtenhelden, sondern das Spiel eines

bewußt dem Tode Geweihten verlangt, eines Menschen, der mit dem Leben völlig abgeschlossen hat, und der nur noch mit einem feinen, kaum sichtbaren Bande mit der äußeren Realität in Zusammenhang steht. Warum aber fiel die Wahl gerade auf K.?

Kurt war eine jener Naturen, die eine gewisse, wenn auch nur bedingte Ähnlichkeit mit der Traumnatur des Künstlers zeigen. Beide haben gewissermaßen den Traumzustand als solchen gemeinsam. Aber wie dem Künstler das unbewußte Traumbild zum beschaulichen Spiel oder zur lebendigen Gestaltung wird, wird es jenem nur zum Trieb — bleibt Antrieb, wird schließlich Erfüllung, ohne doch je als solches lebendig zu werden. Diese Naturen werden von einem unbewußten Drang, einem einseitigen Ziel beherrscht, der ihnen die künstlerische Fähigkeit des In-sich-Hineinschauens versagt. Der Außenwelt sind sie mit starker Vitalität, aber in einer so beängstigenden einseitigen Begrenztheit zugewandt, daß sie schon fast nicht mehr in sie hineinzugehören scheinen.

Ich scheide nur deswegen willkürlich und gewaltsam diese beiden nah verwandten Typen so scharf von einander, um uns Kurts seelische Struktur und damit sein eigenartiges Schicksal näher zu bringen. Auch nur so wird es verständlich, daß K. als Schauspieler mit echtem natürlichem Empfinden eben nur eine einzige Rolle spielen konnte. War dies nur der Prinz von Homburg oder war es die Rolle des Todgeweihten schlechthin? Zunächst sicherlich weder die eine noch die andere. Aber es lag in seiner ganzen seelischen Haltung etwas, das ihn von dieser seiner Traumnatur aus dorthin führen zu wollen schien.

Kurt war als der älteste von drei Brüdern[1] schon damals von einer erstaunlichen Abgeschlossenheit, Selbständigkeit und Reife, die vollkommen echt war. Es lag an und für sich durchaus nichts Unnatürliches in dieser Reife, nichts Gewolltes, nichts Erkünsteltes, nichts Nachgeahmtes. K. war so völlig abhold jeder Phrase, jeder Geste, so völlig uninteressiert an jeder Wirkung, bescheiden, anspruchslos, so völlig ohne Prätension, so völlig gleichgültig gegen jede Konvention und Formalität, daß er im Rahmen eines gesellschaftlichen Lebens keinen Platz zu finden schien. Dabei in seiner äußeren Erscheinung von einer Nachlässigkeit und einer zuweilen an Komik grenzenden Saloppheit, die ihn oft zum gutmütigen Gespötte seiner Freunde machte.

Aber gerade diese völlige Abkehr, diese entschlossene Teilnahmslosigkeit dem äußeren Leben gegenüber, dieser für ihn selbstverständliche Verzicht auf jede schauspielerische Wirkung, der sich in all seinen Gewohnheiten widerspiegelte,

1) Aus Kurts Entwicklung und Stellung innerhalb seiner Familie ist mir nur soviel bekannt: K.s Vater entstammte einer alten Bremer Kaufmannsfamilie, also einer streng in sich abgeschlossenen Gesellschaftskaste, aus der er feste und durch Tradition geheiligte Grundsätze, Sitten und Anschauungen mitbrachte, als deren verantwortungsvoller Träger im weitesten Sinne der älteste Sohn der Familie erzogen wurde. Die Mutter war eine stille, schöne, überaus liebevolle Frau, an der Vater und Kinder mit gleicher Zärtlichkeit hingen. K. selbst war eigentlich ein Zwillingskind, dessen Partner jedoch schon nach den ersten Schwangerschaftsmonaten starb. K.s $1\frac{1}{2}$ Jahre jüngere Schwester starb ebenfalls schon nach einem halben Jahre. Der ein Jahr darauf geborene Bruder, an dem K. später mit starker verantwortungsvoller Neigung hing, wurde von den Eltern als Ersatz für die von ihnen sehr geliebte verstorbene Tochter in den ersten Lebensjahren ganz als Mädchen aufgezogen. Von zwei jüngeren Geschwistern, einem Bruder und einer Schwester, starb die Schwester ebenfalls schon im ersten Lebensjahr.

mußte ihn gerade für diese seine schauspielerische Rolle so geeignet erscheinen lassen.

Und damit berühre ich das eigentlich Schicksalhafte an Kurts Charakter und Spiel. Bei allem natürlichem Empfinden, das ihm eigen, war es eine — ich möchte sagen — peinvolle Abgeschlossenheit, in der er lebte. Eine trotzige Resignation beherrschte seine ausgesprochen männlichen Züge. Es war der Ausdruck der Reife eines Menschen, der sich schon sehr frühzeitig von allen Liebesbindungen seiner Kindheit gelöst, und nun ohne eigentliche Enttäuschung, aber in trotzig-entsagungsvollem Verzicht — dies war das Bestimmende seines Lebensausdrucks — sich ganz in sich selbst zurückgezogen hatte.

Kurt war auf fast allen Gebieten und durch alle Klassen hindurch ein hervorragender Schüler, ohne Fleiß, und ohne auch nur eine Spur von Strebertum oder Ehrgeiz im bürgerlichen Sinne zu besitzen. Es war die Freude am Stoff, die ihn beherrschte, und die ihn dank einer spielerischen Auffassungsgabe selbst ihm völlig wesensfremde Gebiete mit einem geistigen Schwung bewältigen ließ, der seine Mitschüler gar oft in Erstaunen versetzte, zumal er sich den täglichen Anforderungen der Schule gegenüber fast stets in einem lethargischen Schlafzustand befand.

Diese eigenartig ablehnende Haltung der Umwelt und dem Menschen gegenüber, dieser trotzig-freiwillige Verzicht auf den Liebesanspruch eines im Grunde sehr weichen und empfindlichen Herzens wies Kurts Charakterbildung schon sehr frühzeitig eine ganz bestimmte Richtung. Wenn eine Traum- und Triebnatur einen solchen Verzicht gewissermaßen zur Lebensaufgabe zu machen versucht, so gibt es letztlich aus dieser Antinomie nur einen einzigen Ausweg — das ist der Kampf, die offene Auflehnung gegen den Verzicht. So war K., ohne je zwischen diesen Gegensätzen einen Ausgleich zu erstreben, — denn nie habe ich ihn als zärtlich Liebenden gesehen oder ihn mir auch nur vorstellen können, — in seiner fast schüchternen und doch unbekümmerten Abgeschlossenheit gleichzeitig eine ausgesprochene Kampfnatur. Er war durchaus keiner von jenen Gewaltsamen, die den Kampf mit einseitig skrupelloser Brutalität, weil mit instinktiver Selbstverständlichkeit führen, sondern einer von jenen, die aus einem heißen leidenschaftlichen Herzen heraus im Kampf ihre Lust und ihr Leid zu suchen pflegen.

Kurt hatte eine große Passion, der zu Liebe er freudig die größten Entbehrungen und Strapazen ertrug. Das war die Jagd. Ihr zu Liebe konnte er Nächte hintereinander seinen Schlaf opfern, konnte stundenlang im Winter regungslos mit durchnäßten Kleidern in einem Erdloch zubringen, ja, nur ihr zu Liebe hatte er seinen Beruf als Forstmann gewählt, obwohl seine Fähigkeiten ihm eine ganz andere Entwicklung hätten bieten können. Bedächtig, abwesend, fast linkisch in seinen täglichen Bewegungen und Handlungen konnte er hier erstaunlich geistesgegenwärtigen, blitzschnellen sicheren Impulsen folgen, wie sie nur aus sehr elastischer Spannkraft heraus geboren werden.

Im Verkehr von Mensch zu Mensch war Kurt eigentlich das, was wir unliebenswürdig nennen — wortkarg, gleichgültig bis zur verletzenden Schroffheit, und nur dort, wo eine persönliche Saite in ihm in Schwingung geriet, konnte er eine fließende warme Mitteilsamkeit entwickeln, mit der er in einem merkwürdigen Gegensatz zu seinem sonst trotzig-mürrischen Wesen stand. Sein Urteil war stets mutig und aufrichtig, aber nur allzu sehr in seiner Natur befangen

urteilte er fast immer einseitig und oft hart, wie es bei Menschen, die glauben, ihrer Natur eine künstliche Beschränkung auferlegen zu müssen, leicht vorkommt.

Ein rauher Krieger mit einem weichen, sehnsuchtsvollen Herzen — das war Kurt. Und wer ihn für das Schicksal des Prinzen von Homburg bestimmte, mochte wohl das eigentliche Wesen seiner Natur ähnlich wie ich gesehen haben.

In seltsam enger Bindung hat mich von Zeit zu Zeit mein Schicksal mit dem K.s in den späteren Jahren zusammengeführt und daher vermag ich etwas — wenn auch nur mehr weniger Äußerliches, so doch genug, um darin lesen zu können — über den Verlauf seiner Entwicklung bis zu einem jähen Ende zu erzählen.

Nach einem glanzvollen Abschluß seiner Schuljahre taucht K. recht und schlecht in der stumpfsinnigen Mittelmäßigkeit eines Studentenlebens unter. Er tritt in ein gutes Korps ein, wird ein wackrer Trinker und ein wackrer Fechter, und ist später bei einem Jägerbataillon und auf der Forstakademie als ausgezeichneter Kugelschütze bekannt. Seine berufliche Ausbildung geht so nebenher und er besteht nur ein sehr mittelmäßiges Examen. Das geistige Niveau seiner Schulzeit gibt er, ohne dies als Verlust oder Opfer zu empfinden, schlechterdings völlig preis. Dagegen beherrscht ihn seine Jagdleidenschaft mehr und mehr, während sich im übrigen sein Ehrgeiz in einer gewissen Form von burschikoser Rauf- und Streitlust und Sucht nach körperlicher Höchstleistung verausgabt, die ihn mitunter zu merkwürdigen Abenteuern mit seinen Freunden führt, mit denen ihn sonst stets ein herzliches Kameradschaftsverhältnis verbindet.

Es scheint fast, als ob diese seine Natur nur auf den Krieg gewartet hätte. Ohne seinen Stellungsbefehl abzuwarten eilt Kurt am 1. August 1914 auf das Stammgut seiner Familie, trifft hier die notwendigen Anordnungen zur Aufrechterhaltung der Wirtschaft und verabschiedet sich mit feierlichem Ernst und innerer loderner Begeisterung von seinen Gutsleuten, deren Herr er kurz zuvor durch den Tod seines Vaters geworden ist, um sich schon am nächsten Tage als rangjüngster Offizier bei seinem Jägerbataillon zu melden. Wenige Wochen später liegt er mit diesem in der Marneschlacht, und hier beginnt die ruhmvolle Laufbahn eines jungen Frontoffiziers. Ähnlich wie eine Pflanze, die irgendwo so recht und schlecht es gerade geht gedeiht, plötzlich eine ungeahnte Triebhaftigkeit entfaltet, wenn sie einem anderen Boden übergeben wird, so verhilft der Krieg K.s primitiver Kampfnatur zu seltenen Entwicklungsmöglichkeiten. Innerhalb weniger Monate ist sein Name wegen seiner unerschrocknen und erfolgreichen Patrouillengänge beim ganzen Armeekorps bekannt. Schon am 9. November 1914 erhält er das Eiserne Kreuz I. Klasse als erster Offizier seines Bataillons und als erster Leutnant des Korps. Er wird schnell Kompagnieführer und bald darauf Bataillonsadjutant, und findet hier sein eigentliches Wirkungsfeld. Er steht hier im allgemeinen außerhalb des eigentlichen Kampfes. Aber K. nimmt sich das Recht, sans parole auf eigene Verantwortung in diesen einzugreifen und selbständig zu handeln. Es ist die Situation des Prinzen von Homburg, für die K. wohl ein Dutzendmal sich hätte köpfen lassen müssen, wenn er seine Rolle vielleicht nur 50 Jahre früher und nicht gerade 1914—18 gespielt hätte, wo ihm dieses Recht stillschweigend zugebilligt werden mußte.

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Weltkrieges, wie schnell das Jahrhunderte hindurch in der preußischen Armee hochgezüchtete System der abgestuften Verantwortung und des bedingungslosen Gehorsams in sich zu-

sammenbrach. Brachte dies schon allein die äußere Situation des Stellungskrieges mit sich, die es oft völlig unmöglich machte, Überblick und Disziplin auch nur über eine einzige Gruppe zu behalten, zerbrach dieses System in seinem Wesen an einem anderen, mächtigeren Faktor. Es war das auf instinktiver Selbsterhaltung ruhende überempfindliche Gemeinschaftsgefühl der Kampftruppe, an dem jede Rangautorität, die nicht gleichzeitig mit Vertrauensautorität zusammenfiel, scheitern mußte. So war schon 1916 ein Divisionskommandeur gegen die Weigerung eines unerschrockenen und verantwortungsvollen Regimentsführers, einen seiner Ansicht nach sinnlosen Befehl zum Angriff auszuführen im Grunde nur deswegen völlig machtlos, weil dieser das unbedingte Vertrauen seiner Truppe hinter sich hatte. Je mehr die Rangautorität an Prestige verlor, desto häufiger bildete sich zwischen Führer und Truppe ein Verhältnis heraus, das so fest und lebensfähig war, weil das volle Vertrauen der Truppe zur Überlegenheit des Führers auf dem Boden gemeinsamer Entbehrungen, gemeinsamer Ängste, gemeinsamer Aufopferung und gemeinsamer Selbsterhaltung gewachsen war. Ein solches Verhältnis hatte Kurt zu seinen Jägern, und dies bildete die Grundlage, ja die Möglichkeit seines Handelns überhaupt.

Der Prinz von Homburg, wie wir vielleicht Kurt schon jetzt nennen dürfen, wagt im vollen Vertrauen seines Kommandeurs und seiner Jäger die kühnsten Unternehmungen. Und K. hat, unterstützt von einem — ich möchte sagen — animalischen Orientierungssinn und einem geistesgegenwärtigen sicheren Überblick über jede Situation fast immer Glück. Seine Jäger drängen sich zu seinen Patrouillen und folgen unter seiner Führung blindlings jedem Angriff. Er unternimmt Abenteuerliches. Seine Erkundigungsstreifzüge führen ihn mitunter hinter die feindlichen Stellungen, und von seiner Truppe schon aufgegeben kommt er plötzlich mit den wichtigsten Meldungen zurück. K.s fanatische Jagdleidenschaft — „denn die Jagd ist ein Gleichnis der Schlachten" — hat einen überaus fruchtbaren Boden gefunden. Er beschreibt selbst einen seiner Streifzüge im „Ehrenbuch der grünen Farbe" — ein gewaltiges Schußbuch, in dem alle Jägerbataillone die Abschußhöchstleistungen auf Freund und Feindes Seite nicht anders wie in einer gut geführten Jagdchronik verzeichnet haben. Es ist nicht mehr und nicht weniger, aber gerade darum so grauenvoll. Der Mensch ist hier nichts weiter, als zum Abschuß freigegebenes Wild, nicht einmal Hochwild, das den waidgerechten Schuß verdient, sondern schonungslos der Vertilgung preisgegebenes Raub- und Niederwild.

Kurt stößt mit einer kleinen Patrouille plötzlich in einem unübersichtlichen Waldgelände auf ein vorgeschobenes feindliches Grabenstück und sieht sich in einer Entfernung von nur wenigen Metern zwei Franzosen gegenüber. Er erkennt beide gerade um so viel früher, als sie ihn, daß er den Lauf der Büchse auf das Herz des nächsten Gegners richten kann. Im selben Augenblick bemerkt ihn auch dieser, und stutzt, während er seinen Nachbarn verständigt eine Sekunde, um sich zur Abwehr vorzubereiten. Aber K. wartet, — wartet regungslos wie auf dem Anstand, — wartet so lange, bis sich die rechte Schulter des hinteren mit der linken Brust des vorderen Gegners deckt. Dann erst löst er um eine Sekunde früher als dieser den Abzug der Büchse. Einer bricht lautlos zusammen, der andere läßt mit einem Aufschrei sein Gewehr sinken, und K. gelingt es, sich ohne Verfolgung mit seinen beiden Jägern in Sicherheit zu bringen.

Das wird hier alles ganz schlicht und selbstverständlich geschildert, nicht

anders, als wenn K. mit seiner bedächtigen, monotonen Stimme etwa erzählen würde, daß es ihm nur mit dem Opfer einiger Sekunden Geduld gelungen sei, zwei Kaninchen mit einem Schuß zur Strecke zu bringen. Feind! — eine grauenvolle Vorstellung.

K.s Bataillon kämpft auf fast allen heißumstrittenen Kriegsschauplätzen. Kämpft in der verhängnisvollen Marneschlacht, liegt während des ganzen hoffnungslosen Regenwinters 1914/15 in dem düsteren Argonner Wald — Bois de Cheppy-Verdun — nur 200 Meter dem Franzosen gegenüber, blutet Sommer und Herbst 1915 in den erbitterten Kämpfen an der Somme, nimmt an dem Vormarsch in der Bukowina und den Stellungskämpfen am Sereth und später am Siegeszug gegen Italien hervorragenden Anteil, kämpft einen ganzen Winter und ein ganzes Frühjahr unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen in den unwegsamen Waldkarpathen, und liegt im Sommer 1918 wieder auf den alten Kampfplätzen der Somme.

Überall entfaltet Kurt eine ruhmreiche Tätigkeit. Nur ein Beispiel hiervon gibt das eben erwähnte Ehrenbuch der grünen Farbe. Die Jäger liegen am Hange des Smotrecz, jenes im Heeresbericht so viel genannten Waldkarpathengipfels, der während der damaligen Stellungskämpfe achtmal den Besitzer wechselte. Am 2. Dezember 1916 ist es dem Russen gelungen, unter dem Schutze eines toten Winkels herankriechend, unverhofft in die Stellung einzudringen und den Gipfel zu besetzen. Über den weiteren Verlauf heißt es hier lediglich: „Da setzte sich der zufällig anwesende Bataillonsadjutant, Leutnant K., ein berühmt sicherer Handgranatenwerfer, kurz entschlossen an die Spitze der Reserven und warf mit Handgranaten den Gegner wieder heraus."

Der Prinz von Homburg! Er gilt im Bataillon gegen jede Kugel gefeit, und entgeht mehrmals nur wie durch ein Wunder dem sicheren Tod. Während vierjähriger Frontdienstzeit wird Kurt, obwohl stets über die eigene Sicherheit hinweg die Gefahr aufsuchend, kein einziges Mal ernstlich verwundet. Nur eine gefährdete und verwundbare Stelle scheint er zu besitzen — das ist das A u g e, das G e s i c h t. Eine Granate, die den leichten Unterstand trifft, in dem K. Seite an Seite mit zwei anderen Offizieren sitzt, verbrennt ihm mit feinen Pulverkörnchen nur die linke Gesichtshälfte, während sie seinem linken Nachbarn den Kopf abreißt und seinem rechten einen Oberschenkel zerschmettert. In den Kämpfen an der Somme erhält er im Nahkampf mit einem Franzosen einen leichten Bajonettstich in die Stirn, unmittelbar über dem rechten Augenbogen. Ein drittes Mal wird ihm das Fernglas am Ange, ohne ihn im geringsten zu verletzen, in tausend Splitter zerschossen.

Kurt ist der geborene Frontoffizier. Nur mürrisch folgte er im Winter 1915 einem zu kurzen, sonst vielbegehrten Feldjägerkommando zu Kurierreisen nach Budapest, Sofia, Bukarest und Konstantinopel, und ist glücklich, wieder zu seinem Bataillon zurückkehren zu dürfen. Im Sommer 1917 wird K. ein Kommando ins Große Hauptquartier angeboten, wiederholt die Adjutantur eines aus 4 Bataillonen bestehenden Jäger-Regiments. K. lehnt jedesmal ab mit dem ironischen Bemerken, daß er noch keiner Lebensversicherung bedürftig sei. K. kennt seinen Platz und opfert seiner Kampfnatur jede Stellung und Karriere und schließlich als höchsten Preis — das Leben selbst.

Fast in jedem Kriegsjahr bin ich mit den Prinzen von Homburg ein- oder zweimal im Felde zusammengetroffen, und bin jedesmal demselben siegesbewußten,

leidenschaftlichen Kämpfer begegnet, der im Kriege letzte Erfüllung seiner Natur zu suchen und zu finden schien. Diese seine Kampfeslust hatte auch sein an und für sich nüchtern-kritisches Urteil völlig überrannt, so daß selbst der Ausgang der wahnwitzigen Frühjahrsoffensive 1918 sein Vertrauen auf den endgültigen Sieg nicht zu erschüttern vermochte.

Der echte Frontführer mußte so denken, ja er mußte sich, solange er eben an den Kampf gebunden war, blind machen auch nur gegen die Möglichkeit einer Niederlage, und mußte mit allen ihm zu Geboten stehenden Hilfsmitteln seine Illusion zu schützen und zu stützen suchen. Hätte er sie dem Ansturm eines kritischen Urteils preisgegeben, so hätte dieses seine Kampfesfreudigkeit, und damit seine vornehmste Abwehrkraft zerstören müssen, und es wäre um seine Sicherheit geschehen gewesen. Nur so war es denkbar, daß der einfachste französische Bauer, der sein ganzes Hab' und Gut der Kriegsfurie hatte opfern müssen, sobald ihm der aufgeklärte deutsche Frontsoldat auf der Karte den Siegeszug seiner Waffen zu demonstrieren suchte, nur immer wieder mit mitleidig-entschuldigenden Lächeln jene fast sprichwörtliche Antwort geben konnte: *'malheur la guerre, pour nous et pour vous et pour tout le monde — mais vous perderez la guerre.* (Ein Unglück der Krieg — für uns und für Euch und für die ganze Welt — aber Ihr werdet den Krieg verlieren.) Diese Überzeugung hatte sich in K.s Bewußtsein eingeschlichen, als ich mit ihm im Sommer 1918 auf den Schlachtfeldern der Somme zum letzten Mal zusammentraf. K. war ein anderer geworden. Die bewußte Einsicht in die Hoffnungslosigkeit einer äußeren Situation schien nicht nur seine Siegeszuversicht, sondern auch die Triebfeder seiner Kampfeslust zerbrochen zu haben. Er, der leidenschaftliche Frontführer, der mit Leib und Seele an seinem Bataillon wie an sich selber hing, forderte mich damals auf, mich als Ordonnanzoffizier in sein Bataillon, und später mit ihm zusammen ins „Große Hauptquartier" versetzen zu lassen, wo wir gemeinsam das schmähliche Ende eines ruhmreichen Krieges zu erwarten dachten. „Es lohnt sich nicht — ich mag nicht mehr!" [1] Aus dieser bitteren Resignation klang damals mehr, als nur der Zweifel an dem Sieg seiner Waffen. Dies war nur der Mantel, der einen inneren, aus seiner ureigensten Natur geborenen Zwiespalt, die Erschütterung eines kraftvollen Selbstvertrauens zu verdecken schien. Aus K.s damaligen Äußerungen konnte ich entnehmen, daß auf Grund einer krankhaften Vorstellung, einer schweren Enttäuschung ein Verzicht auf Liebesanspruch von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hatte, dessen schicksalhafte Bedeutung uns nur allzu verständlich wird, wenn wir uns jener eigentümlichen Züge erinnern, die K.s Charakter schon so frühzeitig ihr Gepräge gaben. Und hätte sich mein eigenes Schicksal nicht so eng mit dem K.s verknüpft, so hätte ich schon damals in dem Entschluß, sein Bataillon zu verlassen, um ins Große Hauptquartier überzusiedeln, seinen unbewußten heroischen Lebensverzicht, und jenen Prinzen von Homburg erkennen können, der bereit ist, sein „Schicksal zu erdulden."

Noch einmal tritt Kurt in den letzten grauenvollen Herbstkämpfen bei Somme-

---

1) Ein Jahr später als der „Prinz von Homburg", am 18. September 1909, kam von den Schülern des „Gymnasiums die „Hermannsschlacht" zur Aufführung, in der Kurt den Fürsten der Chatten (spr. „Schatten") spielte, der bekanntlich das Schauspiel, indem er sich zu Boden wirft, mit den verhängnisvollen Worten beginnt: „Es ist umsonst, Thuskar, wir sind verloren!" — Am 16. September 1905 wirkte K. in einer Schüleraufführung des Sophokleischen „König Ödipus" mit.

und Marie-à-Py unter die Waffen, und hält Wochen hindurch mit seinem schließlich bis auf den zwanzigsten Teil der vollen Kampfstärke zusammengeschossenen Bataillon einem unverbrauchten, mindestens zwanzigfach überlegenen Gegner stand. Mehrmals gelingt es diesem, die dünne vordere Schützenlinie der Jäger, in der sich kaum Nebenmann und Nebenmann miteinander verständigen kann, zu durchbrechen. Mehrmals werfen ihn Stoßtrupps unter K.s Führung wieder zurück, wie denn damals unsere ganze Front keine andere Deckung mehr besaß, als den Geist einiger weniger todesmutiger Führer — und K. wird von seinem Kommandeur zum zweitenmal zum Orden ‚pour le mérite' eingegeben. Aber es kämpft nicht mehr der vom Traumbild der goldnen Kette in der Hand einer Natalie geführte leidenschaftliche Schlachtenheld, es kämpft jener Prinz von Homburg, dem „das Gesetz die Kugel zuerkannt", kämpft mit dem unbeugsamen Willen und der letzten Entschlossenheit des Todgeweihten. Wie für den Sieger von Fehrbellin, wie für Kleist selbst sind auch für K. Kranz und Kette nur mehr durch den Tod erreichbares Symbol.

An einem frostigen Herbstmorgen des 30. September, an dem die Sonne erst spät die Nebelmassen über dem feuchten Somme-Tal durchbricht — an demselben Tage, an dem zehn Jahre früher der junge Primaner im schwarzen Gehrock mit verbundenen Augen in Selbstvergessenheit die Unsterblichkeit des Prinzen von Homburg verherrlicht — findet Kurt die Kugel, die er sucht. Wie ein Meisterschuß das Schwarze in der Scheibe löscht diese Kugel das rechte Augenlicht bis zu seinem Grunde aus. Kameraden berichten, wie K. allein in der flachen Mulde eines alten Granattrichters liegend wiederholt sicher und bedächtig in den dichten Haufen des anstürmenden Feindes hineinfeuert, und wie er plötzlich in sich zusammensinkt, und so in halb sitzender, halb liegender Stellung regungslos verharrt.[1]

‚Auge um Auge, Zahn um Zahn.'

Am Vortage des 30. September war ich, sein Freund Henry nach unserer Verabredung als Ordonnanzoffizier bei seinem Bataillon eingetroffen, und dieses hatte ihm noch am Abend durch einen Jäger die Nachricht meiner Ankunft überbracht ... Sein Tod löste zwischen uns — oder löste er sie nicht? — eine seltsame liebevoll freundschaftliche Verbindung, die uns trotz unserer verschiedenartigen Naturen ein Jahrzehnt hindurch zu einem gemeinsamem Lebensinhalt, zu gemeinsamem Spiel, gemeinsamem Beruf und gemeinsamem Kampf zusammengeführt hatte, und die uns schließlich für ein gemeinsames Schicksal bestimmen zu wollen schien. Heinrich v. Kleist[2] und Henriette ...

Die Sonne hatte die Nebel längst durchbrochen, als ich Kurt am Morgen des 30. September zum letzten Male sah. Ernst und friedlich lag er da. Eine liebende Hand hatte die graue Feldmütze mit einem Eichenbruch geschmückt, und sei es aus Pietät oder als letzte hülflose Samariterhandlung die toten Augen mit einer Binde verschlossen. Es schien mir dieselbe zu sein, durch die vor einem Jahrzent der Prinz von Homburg seine Unsterblichkeit erblicken mochte. Auf seinen starren, und doch wie von innen heraus gelösten Zügen lag noch immer jene sichere Entschlossenheit, jene gleichgültig trotzige Ver-

1) Vergl. hierzu den Bericht über H. v. Kleists Selbstmord.

2) Heinrich v. Kleists Todestag, der 21. November, war auch K.s Geburtstag.

achtung, die ich im Leben so oft an ihm bewundert. Ein erwartungsvolles Erstaunen schien mir um seine Lippen zu spielen, als ob sie noch einer eben entschwindenden Vision nachhingen:

„Jetzt unterscheid' ich Farben noch und Formen,
Und jetzt liegt Nebel Alles unter mir."

Verdienst, Schicksal oder Gnade? Wer vermöchte hier zu unterscheiden?

# Ein schwieriges Kind im Kindergarten

## Von Herta Fuchs, Wien

Das Kind, von dem ich hier berichten möchte, besucht seit zweieinhalb Jahren den öffentlichen Kindergarten in einem der ärmsten Viertel Wiens. Die meisten Kinder wurden dem Kindergarten wegen schwieriger häuslicher Verhältnisse von der Jugendfürsorge zugeführt und müssen schon vor dem eigentlichen Kindergartenalter, dem dritten Jahre, aufgenommen werden. Die Kinder entstammen fast alle dem größten sozialen Elend, dessen wichtigste Kennzeichen Arbeitslosigkeit, furchtbare Wohnverhältnisse und Trunksucht sind; beim Eintritt der Kinder ist entweder ihre Angst oder ihre aggressive Brutalität zu überwinden, auf eine Zusammenarbeit mit den Eltern ist nur sehr selten zu rechnen. Für diese Fürsorgekinder ist der Kindergarten die Zufluchtsstätte; sie bereiten aber große Erziehungsschwierigkeiten, die große Zahl von z. B. 30 Kindern in einer Gruppe beeinträchtigt die Möglichkeit der Beobachtung und Beeinflussung der einzelnen.

Der kleine Karli kam im Alter von zweieinhalb Jahren zu uns und ist jetzt fünf Jahre alt. Er war ein zarter, ruhiger, aber sehr selbständiger Bub. Schon am ersten Tag hat er auffallend schön gebaut, dazu aber allen anderen Kindern die Bausteine fortgenommen. Er zeigte sich bald den Kindern gegenüber sehr brutal, mir gegenüber unzugänglich, trotzig und provozierend. Fremde Eltern beklagen sich nicht lange nach seinem Eintritt, daß ihre Kinder vom Karli die häßlichsten Schimpfworte lernen und daß er den Mädeln unter die Röcke greift. Ihm sind tatsächlich viele Schimpfworte und Zoten geläufig, z. B. „Hur, Hurenbankert, Hundsgfraß" u. dgl. Ich beobachte ihn einige Male beim mutuellen Onanieren, besonders mit den Mädchen. Er zieht sich dann gerne mit diesen zurück und mit großem Vergnügen werden die Genitalien gegenseitig betastet und gezeigt.

Als er dreieinhalb Jahre alt ist, kommt ein neues, ganz kleines, schönes Mäderl in die Gruppe. Die Kinder verwöhnen sie alle, Karli aber ist ihr anerkannter Liebhaber, begrüßt sie täglich mit den nettesten Kosenamen, läßt kein anderes Kind an sie heran, sorgt für sie und ich beginne zu hoffen, daß die Schwierigkeiten dauernd behoben bleiben. Nach drei Wochen beginnt sie ihn zu langweilen, er schlägt sie, zieht ihr das Hoserl herunter, behandelt sie brutal wie alle anderen Mädchen, so daß ich sie trennen muß. Zu dieser Zeit baut und zeichnet er sehr viel, wählt sich durch Wochen keine andere Beschäftigung. Die ersten Formen, die sich aus den Kritzeleien herausbilden, kehren auf jedem Blatt wieder und sind genaue Wiedergaben der Zeichnungen auf Klosettwänden

und Planken. Auf meine Frage nach der Bedeutung der Zeichnung läuft er lachend davon und ich gewinne den Eindruck, daß ihm der Zusammenhang mit dem Vorbild bewußt sei. Eines Tages kommt er selbst und sagt: „das ist eine Lokomotive". Diese erste Darstellungsform war ein aufgestelltes Rechteck, oben mit ein paar Strichen, unten mit einer Andeutung von Kreisen, — ein Rauchfang mit Rauch und Rädern, dann ausgehend vom Rauchfang ein Haus. Von da an wird er der führende Zeichner der Gruppe.

Gegen Ende des vierten Jahres klagt seine Mutter, sie fürchte sich, das Kind abends nach Hause zu bringen. Er wäre so schlimm und trotzig, gehe auf sie und den großen Bruder los, und aus Ungeduld und Zorn mißhandle es der Vater so schwer, daß sie eine gesundheitliche Gefährdung fürchte. Die Frau hat einen vierzehnjährigen unehelichen Sohn, den Franzi, der besonders nett und sympathisch ist; aus der Ehe stammt der achtjährige Peperl, ein debiler Schwachsinniger, der schon in etlichen Anstalten war, stiehlt, lügt und sehr unartig ist, — und der kleine Karli. Der Vater ist ein intelligenter Arbeiter, trinkt aber sehr viel und seine Brutalität ist in der Gasse, in der er wohnt, bekannt. Als ich die Mutter auf das sexuelle Verhalten aufmerksam machte, gab sie zu, daß der Vater in keiner Weise Rücksicht auf die Gegenwart der Kinder nehme. Karli erzählt mir kurz darauf, daß er auch zu Hause gern mit Mutter und Franzi raufe, mit dem Vater, vor welchem er große Hochachtung hat, nicht. Er ahmt ihn auch nach, kommt mit Schokoladezigaretten in den Kindergarten und „raucht wie der Vater". Ich erklärte mir seine Aggressionen und Grausamkeit aus seiner direkten Identifizierung mit dem brutalen Vater und aus seinen Beobachtungen des elterlichen Ehelebens; Bestätigung dafür war seine Art, an den Phantasiespielen der Kinder teilzunehmen. Für Familien-, Küchen- und Puppenspiele ist er nur zu haben, wenn er die Vaterrolle bekommt. Dann ist er ausgelassen lustig, wirft alles durcheinander, schimpft und freut sich an seinen Zoten, ahmt sehr drastisch das Defäzieren nach und greift den Mädchen besonders oft unter die Röcke. — Die Mutter lobt immer den Franzi und deutet an, daß dieser seinem Vater, ihrem ersten Mann, nachgerate. Der Vater der beiden anderen ist für sie der verhaßte Säufer, der Peperl ist ebenso roh und ordinär wie er, ein Säuferkind und auch der Karli würde so werden und in eine Anstalt kommen. Zu dieser Zeit waren die anderen Kinder durch Karli so gefährdet, daß sein Ausschluß aus dem Kindergarten vorgeschlagen wurde. Diese Lösung war aber unannehmbar, weil die praktische Möglichkeit, ihn besser unterzubringen, nicht gegeben war. Es wurde eine psychoanalytische Behandlung erwogen; wegen der praktischen Schwierigkeit der Vornahme versuchte ich, auf Rat der befragten Analytikerin, die Beeinflussung innerhalb der Kindergemeinschaft mit Hilfe einer stärkeren Bindung an meine Person fortzusetzen. Ich befaßte mich in der Folge besonders viel mit ihm und es entstand eine gute Beziehung zu mir. Er wird mir sehr anhänglich, ist sehr lieb und erfinderisch in seinen Liebesbeweisen, niemals trotzig und rauft nicht mehr. Diese gute Zeit fällt in die Sommermonate, wo die Kinder sich den ganzen Tag im Garten frei bewegen und ihr Bedürfnis nach Betätigung voll befriedigen können. Er unterliegt darin dem gleichen Rhythmus wie alle anderen Kindergartenkinder Wiens: meine Kolleginnen haben mir bestätigt, daß zu dieser Zeit alle Proteste und Aggressionen abnehmen, um im Herbst wieder zuzunehmen. — Im Sommer beklagt sich eine Mutter, der Karli habe ihrem Mädel im Ge-

büsch die Hose heruntergezogen und ihm Steinchen in den After und ins Genitale gesteckt. Ich versuche mit ihm darüber zu reden und verbitte mir eine Wiederholung. Ein paar Tage darauf bringen mir Kinder ein weinendes kleines Mäderl und erzählen, der Karli hätte ihr ein Reifenstöckerl in den Popo gesteckt. Die Kleine war am Genitale verletzt und blutete leicht. Karli hat große Angst, weint sehr und ich erkläre ihm, daß ich ihn nie mehr mit Kindern hinter dem Gesträuch zu sehen wünsche. Er hat sich — sooft ich im Garten war, streng daran gehalten. Er hatte wohl eine Strafe erwartet, war mir sichtlich dankbar, daß er ohne diese davonkam; er erinnert mich sehr oft an dieses Geschehnis, kommt im Garten zu mir, schmeichelt und sagt fröhlich: „Ich geh jetzt nimmer ins Gebüsch."

Im Herbst werden aus einem anderen Kindergarten zwölf neue große Kinder in die Gruppe aufgenommen, zur gleichen Zeit kommt der debile Peperl wieder aus einer Anstalt nach Hause, was für Karli den Beginn einer neuen Störung bedeutet. Er erzählt mir oft ganz ungefragt, der Peperl ist schlimm, er schlägt ihn, stiehlt der Mutter und in der Schule Geld, der Herr Lehrer hat gesagt, er sei ein Dieb. Karli wird wieder sehr brutal. Ich beobachte ihn oft dabei: er steht hinter einem Kind, das ihm nichts getan hat, schwingt die Faust in der Luft, zielt und schlägt drauf los. Wenn ihm ein Kind etwas wegnehmen, mit seiner Ausdrucksweise „stehlen" will, glaubt er sich berechtigt, es mißhandeln zu dürfen. Bei der geringsten Versagung wird er ganz unzugänglich, wirft sich auf den Boden, schlägt sich selbst mit dem Fuß, beißt und kratzt sich blutig — wendet die für mich bestimmte Aggression gegen sich selbst. Es genügt oft die Tatsache, daß ein anderes Kind schöner gezeichnet hat, — also die Verletzung seines Selbstgefühls, — um eine solche Reaktion auszulösen. Er lenkt wohl nach wenigen Minuten ein, ist nachher besonders lieb und sehr zärtlichkeitsbedürftig, während ich mich früher oft einen Tag lang erfolglos um eine Aussöhnung bemühen mußte. Der Grund der Störung unserer Beziehung ist nicht klar, wahrscheinlich hat er sich durch die neuen Kinder zurückgesetzt gefühlt, mit welchen ich mich zuerst sehr viel befassen mußte und die die rasche Umwälzung hervorgerufen haben.

Eines Tages ruft Adolf, eines der neuen Kinder, beim Frühstück, seine Schokolade wäre fort. Die Kinder sagen, der Karli hätte sie und sie liegt auch wirklich in seinem Körbchen. Ich will die Sache unauffällig erledigen, er wirft sich aber sofort auf den Boden und beginnt sich zu schlagen und zu kratzen, beruhigt sich aber schnell. Am Abend gebe ich ihm Geld für Schokolade und verspreche, ihm wieder welches zu geben, wenn er sich gerne etwas kaufen wolle. Einige Tage darauf fehlt einem kleinen, schwächlichen Kind, dem Fritzi, den alle Kinder sehr betreuen, ein besonders kostbares Schokoladepfeiferl vom Weihnachtsbaum. Die Kinder sind alle sehr entrüstet, denn sie haben alle das Pfeiferl sehr bewundert, und jedes hätte es gerne selbst besessen und rufen: „Der Karli hats wieder g'stohln." Sie entreißen ihm das Körberl und das Pfeiferl ist wirklich drin. Diesmal wirft er sich nicht auf den Boden, ist aber voller Angst und weint sehr. Ich fordere die Kinder auf, dem Karli nicht böse zu sein und nicht mehr darüber zu reden, denn schließlich hätte jedes von uns schon mal etwas genommen, ohne daß es erlaubt gewesen wäre. Karli gibt ohne Zeichen von Trotz das Pfeiferl zurück. Einige Tage später kommt er mit zwei Tafeln Schokolade, legt eine beim Frühstück dem Fritzi ins Körberl und

zeigt mirs sehr stolz. Seit damals teilt er auffallend häufig seine Frühstücksnäschereien auf und ist einer der lebhaftesten Beschützer des kleinen Fritzi.

Bei diesen beiden Diebstählen, deren Gegenstand kleine wertlose Näschereien waren, ist auffällig, daß die bestohlenen Kinder beide eine kleine Sonderstellung in der Gruppe genießen. Adolf ist ein besonders gutes, hübsches Kind, der führende unter den neuen, der eine ganz neue Art zu zeichnen in die Gruppe gebracht hat, der sich alle, zuletzt auch Karli, gefügt haben. Seit sich aber dieser Einfluß geltend gemacht hat, hat Karli die Lust am Zeichnen ganz verloren, es schließlich vollkommen aufgegeben, ohne einen Ersatz für diese befriedigende Betätigung gefunden zu haben. Fritzi ist ein schwächlicher, verängstigter Kleiner, der sich mühselig, nur durch seine besonders starke Bindung an mich, in die Kindergruppe eingefügt hat, — ein Kind, mit welchem ich mich besonders viel beschäftigen muß. Aus diesem Zusammenhang sind diese Diebstähle ganz eindeutig als symbolische Eifersuchtshandlungen zu erklären, die wahrscheinlich durch den Einfluß des schwachsinnigen Bruders ausgelöst wurden, dessen Missetaten und Diebstähle Karlis Phantasie erfüllen. Ein dritter Diebstahl ist nicht mehr vorgefallen, vielleicht auch weil es für ihn einen beruhigenden Liebesbeweis bedeutet haben muß, daß ich ruhiges Verständnis gezeigt habe, wo er eine strenge Strafe erwartet hat.

Er ist jetzt über fünf Jahre alt, sehr intelligent und geschickt, musikalisch, in jeder Hinsicht begabt. Früher war er sehr schüchtern, es hat schon genügt, ihn aufzufordern, einen Vers allein zu singen, um ihn zu endlosem Weinen zu bringen. Diese Hemmungen hat er noch nicht ganz überwunden: er singt wohl schon allein, aber mit veränderter Stimme und verkrampfter Haltung und erwartet danach immer von mir eine besondere Anerkennung.

Sonst haben die Schwierigkeiten nachgelassen, er schlägt jetzt nur, wenn er sich zur Wehr setzt und auch dann nicht mehr brutal. Er bemüht sich sichtlich mir zu gefallen, liebt den Kindergarten, die Kinder und mich, ist am Sonntag unglücklich, daß er nicht kommen darf und war seit zwei Jahren nicht ein einziges Mal wegen einer Krankheit zu Hause. Es ist eine große Leistung solcher Kinder, eine reale Verknüpfung mit dem Kindergartenmilieu zu finden und den sozialen Anforderungen, welche die Kindergemeinschaft und die Erzieherin an sie stellen, zu entsprechen. Karli hat diese Probleme zu einer guten Lösung gebracht: er lebt sein eigentliches Leben im geordneten, freundlichen Milieu des Kindergartens, nicht in seinem beunruhigenden Zuhause. Dadurch konnte er sich von seinem Vorbild, dem Vater, loslösen.

*

*Der obige Beitrag ist die Niederschrift einer von der Verfasserin im „Psychoanalytischen Seminar für Pädagogen" in Wien gehaltenen Mitteilung. Der Leiter dieses Seminars, Dr. Wilhelm Hoffer, macht dazu folgende Bemerkung:* Zweieinhalbjährige Beobachtung eines Kindes, das wohl in jedem Kindergarten der Elendsviertel anzutreffen ist, ermöglicht es, einen komplizierten und gar nicht leicht zu durchschauenden Entwicklungsgang zu übersehen, wie wir ihn in den verbreiteten Lehrbüchern der Kinderpsychologie vergeblich suchen werden. Klar und ohne Nebenbemerkungen der Empörung wird das Wesentliche aus der Kindergartenbeobachtung vermerkt, die polymorph-perversen Triebäußerungen Karlis werden sorgfältig zur Kenntnis genommen. Die Bescheidenheit und wohl auch andere affektive Motive — z. B. das, nicht mit der Mutter des

Kindes zu rivalisieren — veranlassen die Kindergärtnerinnen, ihre Erfolge durch die angewandten Kindergarten-Methoden und nicht durch den persönlichen Einfluß zu erklären. Referentin teilt aber mit, daß sie planmäßig den kleinen Karli bevorzugt, daß sie ihm eine Sonderstellung eingeräumt und ihm mehr und bewußter als bei anderen Kindern einen Mutterersatz geboten hat. Das hat mehr bedeutet als der Einfluß des Kindergartens und seiner Methoden. Damit hat sie weitere Unruhe in ihrer Gruppe verhütet und dem kleinen Karli das Leben erleichtert. Ich kann mir denken, daß dieses durch die äußeren Verhältnisse immer gefährdete Kind (gefährdet heißt hier zur neurotischen Reaktion neigend) weiter eine günstige Entwicklung nimmt. Gegenwärtig leistet es offenbar eine große Sublimierungsarbeit und die könnte ihm seinen (ältesten) Stiefbruder sehr nahe bringen und die Identifikation mit ihm in der Latenzzeit vorbereiten.

# BERICHTE

## Bücher

**ROLF LAGERBORG, Platonische Liebe. 295 Seiten. Verlag Felix Meiner, Leipzig 1926. Preis geb. M. 15·—.**

Lagerborg, Dozent der Philosophie in Helsingfors, macht hier den Versuch, den Begriff der platonischen Liebe historisch darzustellen. Er verwertet die Originalquellen und zahlreiche spätere Veröffentlichungen, vor allem auch neuzeitliche über die Philosophie und Psychologie von Plato und von Sokrates. Für den Psychoanalytiker und den psychoanalytischen Pädagogen enthält das Buch wichtiges Material. Die psychoanalytische Literatur, vor allem die von Freud und Pfister, wird vielfach herangezogen, besonders eingehend bei dem Versuch, nachzuweisen, daß Plato die Sublimierung in den Mittelpunkt seiner Pädagogik stellte. Bei der Diskussion der Entstehung religiöser Erotik wird durch ein Zitat von Heiler die psychoanalytische Deutung als ungenügend bezeichnet und einer „rein geistigen" Ätiologie das Wort geredet. Eine Zusammenfassung der Anschauungen Lagerborgs gibt etwa folgende Stelle: „Um die Liebesverkündigung Platos, wie auch die mystische Gottesliebe zu verteidigen, ließen wir uns auf ihre physiologischen Bedingungen ein. Wir stellten als ihren Hauptgrund eine Gemütsart fest, bei der sich der jugendliche Begeisterungshang noch über das Pubertätsalter fortsetzt. Möge man die so Veranlagten romantisch, ekstatisch, Eros-verzückt, dionysisch oder wie sonst noch nennen, ihr Sondermerkmal ist die „wiederholte Pubertät" oder wie es Nietzsche ausführlicher als Goethe von diesem Temperamente aussagt: „eine Art Jugend und Frühling, eine Art habitueller Rausch im Leben". An der ästhetischen Erotik dieser fortwährend Jugendlichen, die oft zugleich zu den „Seltenen, die imstande sind, sich dem schönen Selbst zuzuwenden, und es rein für sich zu schauen" gehören, könnte sich, vermuteten wir, ein Unausgeprägt- oder Unausgereiftsein des Geschlechtscharakters beteiligen. Jedoch entschieden größere Bedeutung käme den gesamten nervösen und viszeralen, das Temperament bedingenden, Funktionen zu, in Verbindung mit einer privilegierten zerebralen Struktur, dank der diese schwärmerisch Eingestellten reichere Befriedigung am Geistigen als am Körperlichen empfinden."

Die Arbeit ist 1926 veröffentlicht und berücksichtigt daher nicht die Schriften Freuds aus den letzten Jahren. Der Autor vermeidet fast ausnahmslos, in die

Diskussion über die Berechtigung von Deutungen der verschiedenen psychologischen Schulen einzugreifen und ermöglicht durch seine zahlreichen Quellennachweise eine persönliche Überprüfung des gegebenen Materials. **Meng**

**FRANZ ALEXANDER und HUGO STAUB, Der Verbrecher und seine Richter. Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragraphen. Internat. Psychoanalytischer Verlag, Wien 1929.**

Mit diesem Buche legen die Verfasser den Grund zu einer Kriminalpsychologie, die mit psychoanalytischen Methoden arbeitet, die also das Unbewußte des Verbrechers bei der Beurteilung seines Rechtsbruchs ebenso festzustellen sucht, wie den bewußten Anteil und die auch das Unbewußte des Richters und des Gesetzgebers bei der Strafjustiz in die Forschung mit einbezieht. Für diese Aufgabe hat sich die Psychoanalyse durch das Studium der Neurosen geschult, weil da reichlich Gelegenheit geboten wird, verbrecherische Tendenzen und deren neurotische Bearbeitung zu studieren. Doch auch der Gesunde hat verbrecherische Impulse seines Unbewußten abzuwehren.

Die Verfasser umschreiben drei große Hauptgruppen der Kriminellen: 1) Kriminelle, bei deren Handlungen die Funktionen des Ichs infolge von toxischen oder anderen organisch-pathologischen Vorgängen weitgehend beeinträchtigt oder ausgeschaltet sind. Hieher gehören alle Fälle, die von der Rechtswissenschaft und der gerichtlichen Medizin als unzurechnungsfähig bezeichnet werden (Imbezille, organisch Geisteskranke, Alkoholiker und andere Süchtige); 2) Kriminelle, deren Handlungen neurotisch bedingt sind, also in erster Linie durch unbewußte Motive, so daß der bewußte Teil der Persönlichkeit zu den ihm unzugänglichen Motiven keine Stellung zu nehmen vermag; 3) Kriminelle, deren Handlungen in der Weise dissozial sind, daß sie einer besonderen Gemeinschaft mit eigener, von der herrschenden abweichenden „Verbrechermoral" angepaßt sind (Vagabunden, Bettler, Bandenführer, Berufsverbrecher wie Taschendiebe, Einbrecher, Hehler).

Diesen chronischen Verbrechern steht jene große Zahl von normalen Menschen gegenüber, die unter gewissen spezifischen Bedingungen akut kriminell werden. Jeder Mensch ist unter gewissen Voraussetzungen und in einer gewissen Lage zur Begehung irgend eines Rechtsbruchs fähig. (Fehlleistungsdelikte [Fahrlässigkeit] und Situationsdelikte).

„Die Übersicht über die verschiedenen Formen der Kriminalität soll ungefähr zeigen, wie wir uns die Kriminaldiagnostik als Grundlage einer künftigen Kriminaljustiz denken. Die Hauptaufgabe des künftigen psychoanalytisch vorgebildeten Richters wird darin bestehen, den Täter nicht mehr in die entsprechenden Paragraphen, sondern in die entsprechende psychologische Kategorie richtig einzureihen. Die zu ergreifenden Maßnahmen, die freilich nicht mehr in sinnloser, willkürlich arithmetisch abgestufter Einsperrung bestehen werden, leiten sich zwanglos aus dieser diagnostischen Feststellung ab. Die erste Gruppe der chronischen Kriminalität auf Grund von toxischen oder anderen organisch-pathologischen Vorgängen gehört in die Hand des Arztes, der neurotisch Kriminelle in die des psychoanalytischen Therapeuten. Der Kriminelle mit kriminellem Über-Ich stellt uns vor ein mehr pädagogisches Problem. Besonders bei Jugendlichen wird eine geeignete prophylaktische und erzieherische Beeinflussuug der Über-Ich-Entwicklung im Sinne von Aichhorn (Verwahrloste Jugend, Wien, 1925, Int. PsA. Verlag) die Bildung eines kriminellen Über-Ichs verhindern oder redressieren können. — Daß man im übrigen unabhängig von der Behandlung alle chronisch-gemeinschädlichen Kriminellen für die Dauer ihrer Gemeinschädlichkeit wird internieren oder sonstwie verwahren müssen, ist selbstverständlich. — Die Bestrafung der akzidentellen Kriminalität (Fehlleistungs- und Situationsdelikte) ist überflüssig und zwecklos. Die in allen Kulturstaaten vorhandenen, übrigens leicht ausbaufähigen zivilrechtlichen Bestimmungen über Schadenersatz und die Einführung eines

Arbeitszwanges im Dienste der Wiedergutmachung dürften auch bei den normalen Kriminellen fast immer dazu ausreichen, um dem Gerechtigkeitssinn und gleichzeitig dem Gedanken der Abschreckung genügend Rechnung zu tragen."

Für den Pädagogen ist die Schrift insofern bedeutungsvoll, als sie ihn darauf hinweist, daß die gleichen Erziehungsfehler, besonders in der ersten Kindheit, die zur Neurose hinführen, auch der Kriminalität Vorschub leisten können. Die von der Psychoanalyse geforderte vorbeugende Erziehung wird dadurch kräftig unterstrichen.

Schneider

G. ZENKER, Traumdeutung und Traumforschung. Astra-Verlag, Leipzig/Dresden 1928.

Zenker gibt hier eine allgemeinverständliche Einführung in die Traumdeutung und stützt sich dabei vorwiegend auf die Freud'sche Forschung unter gelegentlicher Verwendung von Feststellungen anderer Psychologen. Daneben versucht er die allgemeinen Grundlagen der Psychoanalyse volkstümlich darzustellen, vor allem auch die neue „Ich"- und die „Über-Ich"-Lehre. Es ist dies ein besonderes Verdienst. Der Autor wünscht, daß gewisse Funde der Parapsychologie psychoanalytisch verwertet werden, allerdings unter strenger kritischer Sichtung. Als erste Einführung in die Freud'sche Lehre kommt die Zenker'sche Arbeit wohl in Betracht, sie würde es noch mehr tun, wenn der Autor nicht dem Sprachgebrauch der Parapsychologie folgen würde und jeweils, wo von Freud'schem Unbewußten die Rede ist, vom Unterbewußten sprechen würde. Es wäre ferner am Platz, der Parapsychologie einen besonderen Abschnitt zu widmen, denn im Augenblick sind die Beziehungen der Psychoanalyse zur Parapsychologie noch sehr ungeklärt.

Meng

# Kongresse, Versammlungen

## I. Internationaler Kongreß für psychische Hygiene in Washington

In der Zeit vom 5. bis zum 10. Mai fand in Washington unter dem Ehrenpräsidium Herbert Hoovers, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, und dem Präsidium von Dr. William A. White (Mitglied der Amerikanischen Psychoanalytischen Vereinigung) der „I. Internationale Kongreß für psychische Hygiene" statt. Einen hervorragenden Anteil an der Organisation des Kongresses hat Dr. Frankwood E. Williams, der medizinische Direktor des „Amerikanischen Komitees für psychische Hygiene", der ebenfalls Mitglied der Amerikanischen Psychoanalytischen Vereinigung ist.

Der Psychoanalyse wurde auf diesem Kongresse ein ganz bedeutender Platz eingeräumt. Das Programm wies eine große Anzahl von Vorträgen von Psychoanalytikern auf, die man eigens zu diesem Zweck aus Europa eingeladen hatte. Auch der starke Besuch der psychoanalytischen Vorträge war ein deutlicher Beweis für das Interesse, das die Zuhörer der Psychoanalyse entgegenbrachten, und man konnte von allen Seiten aus der Zuhörerschaft vernehmen, daß man zur Erkenntnis gekommen sei, daß die zahlreichen Fürsorge- und verwandte Institutionen ihre so schwer zu erringenden Erfolge nur auf Grund psychoanalytischer Erkenntnis und unter Zuhilfenahme der Psychoanalyse erreichen könnten.

Erfreulicherweise hatte eine große Anzahl der Psychoanalytiker der Einladung des Komitees Folge geleistet. Die anwesenden Psychoanalytiker hatten eine um-

fassende Aufgabe zu erfüllen. Nicht nur Vorträge über vorher bestimmte Themen zu halten, sondern sie mußten sich auch als Koreferenten in der Diskussion über Vorträge anderer beteiligen; sie nahmen auch an zahlreichen freien Diskussionen teil und an privaten Zusammenkünften von Personen, die besondere Auskünfte über spezielle Probleme erbaten.

Die in Washington anwesenden Psychoanalytiker hielten folgende Vorträge:

Dr. Franz Alexander (Berlin) sprach über die „Probleme psychischer Hygiene und Verbrechertum". Er beteiligte sich auch an zahlreichen anderen Diskussionen und hielt in der Jahresversammlung der American Psycho-Analytical Society außerdem einen Vortrag „Über Träume mit peinlichem Inhalt". (Hier sei noch mitgeteilt, daß Dr. Alexander — zunächst für die Dauer eines Jahres — eine Berufung als Professor der Psychoanalyse an die Universität in Chicago erhalten hat.)

Vorstand August Aichhorn (Berlin), der verhindert war, der Einladung nach Washington Folge zu leisten, ließ seinen Vortrag über „Behandlung statt Bestrafung bei Maßnahmen gegenüber jugendlichen Verbrechern" zur Verlesung bringen.

Mary Chadwick (London) hielt einen Vortrag über „Das neurotische Kind". Sie warnt vor der Gefahr der Verallgemeinerung des Begriffs „neurotisches Kind" und schlägt folgende Gruppierung vor: 1) Kinder, deren infantile Triebe in Konflikt geraten mit den frühen Erziehungsforderungen, d. i. Hysterie (Konversions- und Angsthysterie), 2) Kinder, die mit ihren eigenen infantilen Trieben in Konflikt geraten, d. i. Zwangsneurosen, 3) das Ich des Kindes verbündet sich mit infantilen Trieben und gerät mit der Umgebung und der Gesellschaft in Konflikt, d. i. Kriminalität, 4) das Kind, das in Konflikt mit der Realität gerät, d. i. das introvertierte Kind, das sich in regressiven Phantasien verliert und von dem man vielleicht später sagen kann, daß es an früher dementia praecox gelitten hat. Die Ursachen dieser Symptome können wir 1) in konstitutionellen Tendenzen, in Bezug auf die Leitzonen und die Verteilung der infantilen Triebimpulse, 2) in zu großer oder zu früher Befriedigung eines kindlichen Triebes oder 3) in zu großer oder zu früher Versagung oder 4) in zu jähem Übergang von Befriedigung zur Versagung als Folge einer Änderung in der Erziehungsmethode finden. Am geeignetsten für die Behandlung dieser Symptome wird sich eine Form der psychoanalytischen Behandlung erweisen, die dem Alter und der Neurose des betreffenden Kindes angepaßt ist. Dadurch erzielen wir nicht nur alle genauen Auskünfte, die zum Verständnis jedes Falles notwendig sind, sondern wir bieten dem Kinde auch eine Möglichkeit, seine verdrängten Affekte abzureagieren, sind imstande, zu schwere Verdrängungen selbst aufzuheben und können den Phantasien eine gesunde Abfuhr bieten. Wir können auch dabei ungenaue Vorstellungen des Kindes über körperliche und sexuelle Funktionen, die zu Phantasiebildungen geführt haben, korrigieren. Gleichzeitig gibt uns die Übertragungssituation, ein wesentlicher Faktor in der Behandlung der neurotischen Kinder, die Möglichkeit, durch die Schaffung einer neuen Eltern-Imago die Strenge des Über-Ichs auf dem Wege der Identifizieruug mit dem Analytiker zu modifizieren.

Dr. Helene Deutsch (Wien) sprach über die Ausbildung von Fürsorgern, über die Bedeutung der Beziehungen zum Elternhaus in der Charakter- und Persönlichkeits-Entwicklung der Jugendlichen und über die Erziehung der Eltern.

Dr. J. H. W. van Ophuijsen (Haag) referierte über das Problem der mangelnden sozialen Anpassung, über Geschlecht und Kultur und über die Familie als Faktor in der psychischen Hygiene. Er hielt auch einen Vortrag über das Thema der Regression unter dem Titel „Bemerkungen zur Theorie der Regression in der klinischen Psychiatrie."

Pfarrer Dr. Oskar Pfister (Zürich) beschäftigte sich mit der Bedeutung der Religion für die psychische Hygiene und hielt vor der American Psycho-Analytical Society einen Vortrag „Welche revolutionäre Veränderungen erfordert die Psychoanalyse auf dem Gebiet der Ethik und der Erziehung."

Dr. R. Spitz (Berlin) sprach zur klinischen und sozialen Forschung auf dem Gebiete der psychischen Hygiene und berichtete in der American Psycho-Analytical Society über die am Sanatorium Schloß-Tegel in Berlin geleistete Arbeit.

Dr. Sándor Radó erörterte die Fragen des Unterrichts in der Psychoanalyse, und der Errichtung von ambulatorischen psychoanalytischen Kliniken. Ein Vortrag, den er in der American Psycho-Analytical Society hielt, begegnete großem Interesse und versammelte eine zahlreiche Zuhörerschaft.

## Psychoanalytische Tagung in Dresden
## (28.—30. September 1930)

Sonntag, den 28. September 1930 und an den beiden folgenden Tagen hält die „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft" (Sitz: Berlin) unter dem Vorsitz von Dr. Max Eitingon eine Tagung in Dresden ab. In den wissenschaftlichen Sitzungen werden u. a. folgende Vorträge gehalten werden:

Bernfeld (Berlin): Infantile Sexualität und sexuelle Anomalien;
Boehm (Berlin): Zur Geschichte des Ödipuskomplexes;
Fenichel (Berlin): Spezialformen des Ödipuskomplexes;
Federn (Wien): Das zwangsneurotische Symptom;
Radó (Berlin): Die psychoanalytische Therapie;
Hárnik (Berlin): Therapie der Homosexualität;
Christoffel (Basel): Psychoanalyse und Medizin;
Simmel (Berlin): Süchte.

Außerhalb der wissenschaftlichen Sitzungen werden auch öffentliche Vorträge gehalten werden, von denen folgende schon feststehen:

Meng (Frankfurt): Seelische Hygiene auf psychoanalytischer Grundlage;
Groddeck (Baden-Baden): Der Struwelpeter;
Horney (Berlin): Das Mißtrauen zwischen den Geschlechtern;
Zulliger (Ittigen-Bern): Psychoanalyse und Pädagogik;
Müller-Braunschweig (Berlin): Psychoanalyse und Weltanschauung;
Landauer (Frankfurt): Das Individuum und seine Gemeinschaften.

Die Themen der öffentlichen Vorträge von Hitschmann (Wien) und Fromm (Berlin) sind noch nicht bekanntgegeben.

Interessenten der psychoanalytischen Bewegung, die an der Tagung teilzunehmen wünschen, erhalten genaueste Auskünfte und Teilnehmerkarten durch Dr. Felix Boehm, Berlin W. 50, Rankestraße 20.

---

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng in Frankfurt a. M. und Prof. Dr. Ernst Schneider in Stuttgart.
Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11 („Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik").
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien, VI., Köstlergasse 7.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I., In der Börse.

# DIE PSYCHOANALYTISCHE BEWEGUNG

Erscheint zweimonatlich — Herausgegeben von A. J. Storfer

---

Das soeben erschienene Juli-August-Heft ist der

## psychoanalytischen Biographik

gewidmet. Es enthält Beiträge

*über die Dichter:*

**Stendhal, Baudelaire**
**C. F. Meyer, Strindberg**

*über die Monarchen:*

**Caligula, Friedrich d. Gr.**

*über den Attentäter:*

**Damiens**

*über die Heilige:*

**Teresa de Jesus**

---

Preis des Heftes (112 Seiten) Mark 2.—
Jahresabonnement (6 Hefte) Mark 10.—

# DAS PSYCHOANALYTISCHE VOLKSBUCH

Herausgegeben von Dr. Paul Federn und Dr. Heinrich Meng

Zweite, erweiterte Auflage: 2 Bände (mit 11 Bildtafeln)

in Ganzleinen RMark 11.—

*Aus dem Inhalt des I. Bandes:*

## I. Teil: SEELENKUNDE

| | |
|---|---|
| Federn-Meng . . | Stellung der Psychoanalyse zur übrigen Psychotherapie |
| Federn . . . . . | Die psychoanalytische Heilmethode |
| Jekels . . . . . | Fehlleistungen im täglichen Leben |
| Nunberg . . . . | Über den Traum |
| Sachs . . . . . | Der Witz |
| Alexander . . . | Der Aufbau des Ichs (Das Unbewußte. Es, Ich, Über-Ich) |
| Landauer . . . . | Die Triebe (Sexualtriebe. Perverse Triebe. Ödipuskomplex. Kastrationskomplex. Sublimierung. Wiederholungszwang) |
| Landauer . . . . | Die Gemütsbewegungen oder Affekte |

## II. Teil: HYGIENE

| | |
|---|---|
| Meng . . . . . | Zwang und Freiheit in der Schulerziehung |
| Schneider . . . . | Kinderfehler |
| Meng . . . . . | Hygiene des Kindes |
| Meng . . . . . | Schutz durch sexuelle Aufklärung |
| Aichhorn . . . . | Psychoanalytisches Verständnis und Erziehung Dissozialer |
| Federn . . . . . | Schutz vor Nerven- und Geisteskrankheiten |
| Federn . . . . . | Körperliche Hygiene des Geschlechtslebens |
| Federn . . . . . | Seelische Hygiene des Geschlechtslebens |
| Schneider . . . . | Schutz durch Beratung in Lebensfragen (Berufswahl, Liebeswahl usw.) |

*Aus dem Inhalt des II. Bandes:*

## III. Teil: KRANKHEITSKUNDE

| | |
|---|---|
| Landauer . . . . | Erkrankung und Gesundung als seelischer Vorgang |
| Landauer . . . . | Körperlich verursachte Erkrankungen |
| Hollós . . . . . | Der Sinn der Geisteskrankheiten |
| Meng . . . . . | Neurasthenie, Neuropathie, Psychopathie des Kindesalters |
| Landauer . . . . | Die Bewußtseinsstörungen |
| Meng . . . . . | Zwangsneurose und ihre Behandlung |
| Federn . . . . . | Hysterie und ihre Behandlung |
| Federn-Meng . . | Störungen des Geschlechtsaktes |
| Ferenczi. . . . . | Organneurosen und ihre Behandlung |
| Landauer . . . . | Gemütserkrankungen. Schizophrenie |
| Landauer . . . . | Paranoia |
| Hollós . . . . . | Pflege der Geisteskranken |
| Deutsch . . . . . | Hausarzt und Psychoanalyse |

## IV. Teil: KULTURKUNDE

| | |
|---|---|
| Federn . . . . . | Psychoanalyse und Medizin |
| Kohn . . . . . | Die Psychoanalyse in den Gesellschaftswissenschaften |
| Staub . . . . . | Psychoanalyse und Strafrecht |
| Sachs . . . . . | Psychoanalyse und Dichtung |
| Pfister . . . . . | Psychoanalyse und bildende Kunst |
| Pfister . . . . . | Psychoanalyse und Sittlichkeit |
| Federn . . . . . | Märchen-Mythus-Urgeschichte |
| Jones . . . . . | Psychoanalyse und Religion |

Zu beziehen durch:

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG

Wien, I., In der Börse

# Zwei instruktive psychoanalytische Krankengeschichten

## RUTH MACK BRUNSWICK
## Analyse eines Eifersuchtswahnes

*Geheftet M. 2.60, Ganzleinen M. 4.—*

★

## RUTH MACK BRUNSWICK
## Nachtrag zu Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose"

*Geheftet M. 2.40, Ganzleinen M. 3.80*

---

### „Vossische Zeitung":

Zu den klassischen Krankengeschichten Freuds gehört die „Geschichte einer infantilen Neurose", — die Analyse des „Wolfsmannes", wie sie gemeinhin genannt wird. Dieser Patient wurde zweimal von Freud selbst behandelt, kurz vor und kurz nach dem Kriege. Sein Befinden war dann sechs Jahre leidlich gut, bis er schließlich an einer hypochondrischen Wahnidee neuerlich krank wurde. Freud überwies ihn jetzt an die Analytikerin Mack Brunswick, der die Beseitigung jener Wahnidee des Patienten gelang. Die Darstellung dieser dritten Analyse — die den Versuch einer Deutung des Heilungsvorganges nicht scheut — ist des Titels, den sie trägt, würdig: „Ein Nachtrag zu Freuds Geschichte einer infantilen Neurose."

Nicht minder aufschlußreich ist „Die Analyse eines Eifersuchtswahnes" der gleichen Autorin. Auch diese kluge Arbeit zeugt von einem starken therapeutischen Temperament. Sie enthält ausgezeichnete Traumdeutungen und illustriert das, was Freud als das Wesen einer psychischen Bildung erkannt hat, welche sich in den Grenzen von der einfachen Eifersucht bis zur paranoischen Wahnbildung zu bewegen pflegt, mit großer Klarheit. Sie enthält überdies lehrreiche Beiträge zur aktiven Technik und gewährt dem Leser den besonderen Genuß der Analyse eines literarisch unverbildeten Menschen.

---

**Internationaler Psychoanalytischer Verlag**
**Wien I.**